

VII. D a s G e m ü t h.

91. Einheit von Seele und Geist.

Die Vorstellung vom Wesen und Sein des Menschengeistes in freilich nur allgemeiner Andeutung zu vollenden, bleibt noch übrig, einen Blick auf seine und der ihm beigegebenen Seele gegenseitige Einwirkungen zu werfen. Denn, in der großen Verkettung des göttlichen Alls, ist eben das Seelische der Ring, durch welchen der Geist mit der übrigen Natur zusammenhängt; das Glied, auf welches er unmittelbar eingreift; durch welches er mittelbar auf Leben, Bewegkräfte und Stoffe der irdischen Hülle einwirkt, und eben so von ihnen hinwieder erregt wird. Wir nennen diese Einigung des Geistigen und Seelischen, in der sich beides gegenseitig zur Thätigkeit weckt, das Gemüth, gleichwie man die Verbindung des beseelenden Wesens mit dem Belebenden, Thierheit; oder das Leben mit Stoffgebilden, Pflanzenthum; oder der Bewegkräfte mit Stoffen, Körper zu nennen gewohnt ist.

Im Gemüth eigentlich erscheint das wahrhaft Menschliche. Aus dem Geiste nicht, und nicht aus der Seele tönt das Ich, sondern aus dem Gemüth, aus der Einheit des Gefühls und Gedankens. Darum darf der Mensch wohl sagen: Ich habe einen Geist; ich habe eine Seele; nicht, ich bin ein Geist; ich bin die Seele. Hier im Gemüth erwacht zuerst, gleichsam in der Wiege der Sinnesgewahrungen, das Bewußtsein, oder das Wissen von sich und Anderm. Hier scheint der Geist zu empfinden;

die Seele zu denken. Denn die wechselseitigen Anregungen entstehen so schnell, daß man sie gleichzeitige, oder zeitlose, heißen könnte. Das Gewahrte ist zugleich im Bewußtsein die Vorstellung des Gewahrten.

Wenn sich die Seele zum Leben mehr dienend, als herrschend, verhält, eben so verhält sie sich zum Geiste. Dort ist sie gleichsam Hüterin vom Einheitsgebilde der belebenden Naturmacht; warnt gewährend vor Verletzung desselben; verkündet durch Schmerz die Verwundungen des Lebensgesetzes; durch Wohlgefühle die Erfüllungen desselben. Eben so wird sie anderseits die Pflegerin des Geistes. Sie ist's, die ihm die erste Nahrung zuführt aus allen Speichern der Welt und Natur. Sie ist die hülfreiche Vollstreckerin seines Willens gegen die Außendinge; die unwillkürliche Theilnehmerin an seinem Frieden und Unfrieden. Nur im Uebermaß ihrer Erregtheit kann sie rückwirkend, wie gegen das Leben, auch gegen den Geist werden, indem sie, für jenes oder für diesen, Partei nehmend, die Kraft des Einen wider den Andern, steigert, oder lähmt. Freundigkeit befördert das Genesen des kranken Lebens; Schrecken und Furcht hemmt oder vernichtet dessen Thätigkeit. Das begeisterte Gefühl stärkt und hebt die Willensmacht für das Wahre und Heilige über jedes Irdische; allzu belebtes, thierisch-wildes Gefühl stößt die Vernunft vom Thron. Eben darin ist Begeisterung, oder Enthusiasmus, von Meinungswuth, oder Fanatismus verschieden, daß in jenem mehr der Geist gewaltig im Seelischen schaltet; in diesem aber mehr das Leben mit seinen thierischen Begierden.

Wie Stoffe und Bewegkräfte nur Materialien sind, welche dem Leben zum Erscheinen, zum Bau seiner Einheitschöpfung, seines Körpers dienen: so dient das seelische Wesen zum Mittel und Werkzeug gleichsam, als Hülle und Leib des Geistes, zu seinem Erscheinen und Einwirken auf die Außenwelt. Aber wie innig

beide auch verbunden sind, beharrt jedes doch unwandelbar in seinem Wesensgesetzthum; der Geist in seinem Fordern des Wahren und Heiligen; die Seele im Fordern des Anmuthigen oder Befeligenden.

Im menschlichen Gemüthe, wo die Vermählung beider Wesensartungen, in wechselseitigen Erregungen, besteht, wird das Verlangen beider nach Erfüllung ihres Gesetzthums zum gemeinschaftlichen Verlangen. Das den Sinnen Anmuthige soll nicht dem Erkenntniß- und Heiligungsgesetz widerstreiten; und hinwieder das Wahre und Heilige soll mit Anmuth bekleidet sein. Diese Verschmelzung der drei höchsten Wesensgebote, diese Dreieinigkeit im Gemüthe, wird in der Vorstellung, wie ein Erfüllbares, zum Urbild des Schönen; das heißt, des unbedingt und unendlich Schönen. Denn im Wesenthum des Geistes, wie der Natur, ist nichts Begrenztes, nichts Endliches, als das Anderssein im Erscheinen.

92. Einheit der drei höchsten Gebote: Anmuth, Wahrheit, Heiligkeit. Das Schöne im Anmuthigen, Komischen, Erhabnen, Tragischen.

Wir suchen irrthümlicherweise in der Außenwelt, was doch nur in uns, als das Vollendetste, herrschend ist; und vergebens. Wir streben, es durch Kunst in die Wirklichkeit hinauszugestalten; aber wie mag das Unendliche in der Endlichkeit erscheinen? Das Urschöne lebt im Innern des Gemüths; aber in der Welt tritt es nur endlich und begrenzt hervor, als Schönheit; gleichwie die Aeußerung des Heiligen, draußen, nur als Tugend. Es liegt das Werk des glücklichen Künstlers allzeit tief unter seinem Ideale.

Höhere Gefühle anregende Einheit des Heiligen, des Wahren und des Anmuthigen ist also allein das Schöne. Darum gefällt es; nicht eines andern Zweckes willen, sondern durch sich selbst; weil es eben das Ziel aller Sehnsucht unsers Gemüthes ist. In sinnlicher Darstellung wird das Anmuthigste unschön, sobald es das Zartgefühl des Heiligen empört. Wir können nicht lieben, was wir, als Schändlichkeit, verabscheuen. Aber auch die Darstellung der tugendhaftesten That ist unschön, wenn sie, mit ekelerregenden Gegenständen verknüpft, gegeben wird. Und gleichgültig läßt uns, was auch Heiliges und Anmuthiges hingegildet werde, wenn es ungemäß dem Erkenntnißgesetz, verworren, zusammenhangslos, unverständlich dasteht, ohne Einheit im Mannigfaltigen, ohne Schein von Wahrheit, als in sich Unmögliches. So sind nicht Anmuth, nicht Wahrheit, nicht Tugend, einzeln für sich das Schöne, sondern erst in ihrer Vereinigung, als göttliches Geschwister.

Das menschliche Antlitz, von zartester Färbung und vollkommener Regelmäßigkeit der Züge, läßt uns ungerührt, aller Anmuth ungeachtet, wenn darin nicht ein edleres seelenvolles Wesen, hervorblickt. Hinwieder nennen wir auch die Rose schön; nicht bloß, weil Farbe, Form und Duft die Sinne schmeichelt, sondern weil sie, mit dieser Harmonie, wie die Harmonie in der Tonkunst, geliebte Erinnerungen, oder Reihen von Vorstellungen weckt, in welchen sie bald das Sinnbild der in sich verschlossenen Schamhaftigkeit, bald der erröthenden Liebe, oder der weinenden Unschuld unter zitternden Thautropfen, oder der im Sonnenglanz des Lebens lächelnden Freude, oder auch der Vergänglichkeit des Lieblichsten wird.

Das Thier irrt durch die Pracht reizender Gegenden, und durch das Grausen oder Wildniß, ohne anderes dabei zu empfinden, als Bedürfniß der Stillung von Lebenstrieben. Der Mensch

aber befeelt um sich her Felsen und Bäume, in angenehmer Selbsttäuschung, mit den ihm eignen sittlichen Gefühlen und höhern Ideen. Doch nicht Jedem dünkt ein und derselbe Gegenstand schön. Was diesen entzückt, läßt jenen kalt, weil nicht Alle einerlei Erregbarkeit, einerlei Erinnerungen, einerlei Geistesentwicklung haben. In Personen, welche der Thierheit noch am nächsten stehn, erschließt sich zuerst die Liebe des bloß Anmuthigen. Sie nennen schön, was ihre Sinnen reizt, wie roh es auch sei. Kindern gefallen brennende Farben, rauschende Klänge. Der Wilde schmückt sich mit bunten Federn; die rohe Bäuerin mit flatternden Bändern; die geschmacklose Welt-Dame mit einer Modetracht, wie entstellend sie auch sein möge. — Der reifere Verstand fordert, mit Anmuth verbundene Einfalt, Klarheit, Ebenmaß, Einheit im Mannigfaltigen, Wahrscheinlichkeit. — Der höhere, sittliche Mensch aber findet nicht mehr schön, was nicht auch gut ist, oder gar dem Gefühl des Heiligen feindselig entgegen strebt.

Die Schönheit, mag sie uns in Werken der Natur, oder der Kunst, erscheinen, wird in sich selber eine verschiedenartige, je nachdem sie vorzugsweise mehr den Forderungen sinnlicher Anmuth, oder denen des urtheilenden Verstandes, oder den Ideen des Heiligen und Unendlichen entspricht. Welcher einzelnen von diesen dreifachen Forderungen immerhin vorzüglich Genüge geleistet werde: darf doch dabei keine der übrigen beleidigt und zurückgestoßen bleiben. So empfangen wir eine Verschiedenheit des Schönen, im Anmuthigen, im Komischen, im Tragischen und Erhabnen.

Das Anmuthige gefällt durch Sinne schmeichelnde Formen eines mannigfaltigen, und doch leichtfaßlich geordneten Inhalts, der, in zarten Gegensätzen verschlungen, stillheitre Gefühle des Erinnerens und Ahnens anregt, ohne edlere zu kränken.

Das Komische, weder den Sinn für gefälligeres Aeußeres, noch für Schickliches und Sittliches verwundend, reizt das Lustgefühl des Lächelns und Lachens, indem es unschädlichen, aber unerwarteten Widerspruch zwischen Mittel und Zweck, That und Willen, Erwartung und Erfolg, darstellt, und dem Beschauer dabei das Gefühl eigener Verstandes-Überlegenheit gewährt.

Im Erhabenen weckt das Wahrnehmen ruhiger oder furchtbarer Größe, in Einfalt und überragender Macht erscheinend, mit der Idee des Unendlichen und Unerreichbaren, das Erstaunen oder Grausen, im Gefühl irdischer Ohnmacht, neben tröstendem Bewußtsein eigener Geisteshoheit und Gefahrllosigkeit.

Das Tragisch-Schöne hinwieder entspringt, wenn, im scheinbar ungerechten Widerspruch der Welt mit dem Göttlichen, das Leben all' seine Rosen an den Sünder, all' seine Dornen an die Tugend, oder Unschuld hingibt, und die, vom Anblick unverschuldeten Leidens, sympathetisch hervorgerufene Trauer, sich mit dem Aufblick zu einem vergeltenden ewigen Sein paart. Nichts ist tragisch schön, wie sehr es auch den Forderungen des Verstandes und sinnlicher Anmuth entspreche, wenn es den Geist nicht über das Vergängliche erhöht; sein Wollen heiligt und stärkt, und gegen das Ungerechte empört.

Das Tragische bildet, in sittlicher Hinsicht, einen Gegensatz zum Komischen (in der Satyre, Ironie), indem jenes den Widerspruch des Irdischen und Göttlichen, dieses aber den Widerspruch des Verstandes mit der Wirklichkeit, gleichsam durch Schlaglichter, erhellt; und jenes das Sündige widerwärtig, dieses das Irrige lächerlich macht. Eben so gewährt das Anmuthige einen Gegensatz zum Erhabenen, wie das Sinnliche zum Ueber sinnlichen, das Endliche zum Unendlichen.

93. Einfluß des Lebens und seiner Triebe auf Temperamente, Sichten und Leidenschaften des Gemüthes.

Doch eins, wie das andre, trägt nur dann erst das Gepräge ächter Schönheit, nicht wenn es vom Verstande dafür erkannt wird, sondern, im Gemüth empfangen, höhere Gefühle entzündet. Ich sage höhere, als die in der thierischen Natur entzündbar sind; höhere, weil sie Gegensatz und Abglanz des Wahren und Heiligen und Anmuthigen im Seelischen werden. Eben durch die Anregungen des Geistes, in der Klarheit seines Bewußtseins, wird die menschliche Seele mit allen ihren Sinnesvermögen, möcht' ich sagen, veredelter, als sie im unbegeisteten Thier erscheinen kann, ungeachtet sie, wesentlich eins und dasselbe, in beiden besteht.

Bevor ich diese, durch Einfluß des Geistes entsprungenen, Aenderungen näher betrachte, muß ich abermals daran erinnern, daß das Leben mit all seinen Trieben, nicht Einfluß auf die Stimmung des Seelischen, wie im Thiere, so im Menschen, verliert. Je nach Beschaffenheit, Zustand und Bau der Nerven, ist die Seele mehr oder minder durch den Geist erregbar und auf die Lebens-thätigkeit zurückwirkend. Im gemeinen Sprachgebrauch pflegen wir darnach die beharrlich vorherrschenden Gemüthsstimmungen, oder Temperamente, unsrer Bekannten zu unterscheiden; den Einen, leicht durch das Gute und Angenehme bewegt, gefühlvoll von Natur (sanguinisch), zu nennen; den Andern kalt, trocken, gefühllos (phlegmatisch), weil er schwerer aus seiner Gemüthsruhe zu lebhaftern Gefühlen geweckt wird; den Einen, der, durch Widerwärtiges, leicht zum Unwillen und Zorn gereizt werden kann, empfindlich (cholisch); den Andern düster und schwermüthig (melancholisch), weil er leichter zu traurigen Gefühlen übergeht und in ihnen wirklichen Genuß findet.

Wie immerdar das Leben, im Bau seines Geglieders, auf denjenigen Theil desselben, in welchem es am meisten und anhaltendsten bethätigt wird, die meiste Sorge und Kraft verwendet: so auch in den seelischen Werkzeugen. Je erregbarer das Leben in den Nerven, um so reizbarer wird hinwieder, durch Wechselwirkung, das Seelische, sowohl in den Gefühlen (64.), als innern Sinnen (65.). Wie, durch öftere Anregung und Übung bekanntlich, Aufmerksamkeit, Gewohnheit, Gedächtniß u. s. w. stärker wachsen, oft zur Uebermacht und zum Nachtheil andrer Vermögen: so auch die Gefühle. Sie entflammen schneller; werden lebhafter und heftiger, und durch übermäßiges, d. i. naturwidriges Einwirken auf Leib und Geist, beiden gefährlich. Der Mensch hat diese Gefühlswallungen (Affekten) mit dem Thiere gemein; aber sie sind dem letztern minder schädlich, weil die wesende Natur, treu ihrem Gesetz, in allen ihren Wirksamkeitssphären, ein Gleichgewicht bewahrt, welchem nur der Menscheng Geist, im Innern seines Lebensgebildes, übermächtig und feindselig entgegen streben kann.

Eben so wirkt auch das Leben mit seinen Trieben, wie auf die thierische Seele, auf das menschliche Gemüth. Der Mensch hat aus den Lebenstrieben entsprossne Thierbegierden. Sie sind, weil naturgemäß an sich, nichts weniger, als tadelhaft. Sie werden es erst, wenn der Geist, seinem eignen Gesetz untreu, sich zu ihrem Dienst ausschließlich hingibt, und sie, durch anhaltendes Bethätigen, übermächtig gegen sein Selbst macht. Dann ihr Knecht geworden, werden die Begierden zu Suchten, oder krankhaften Zuständen, des Gemüths; wie Selbstsucht, Geilsucht, Ehrsucht, Habsucht u. dgl. m. Und in Bezug auf das Göttliche in uns, weil es seiner Würde und Herrlichkeit beraubt, sich gegen die Begierden kraftlos, mit seiner Vernunft leidend verhält, nennen wir die Suchten, auch Leidenschaften. — Thiere können wohl Gefühlswallungen haben; aber sie

sind ohne Leidenschaften, weil ohne Vernunft. Von welcher Leidenschaft, oder Sucht, der Mensch beherrscht sein möge, er erscheint darin nur, wie ein durch Verstand flügeres, listigeres Thier; gefährlicher aber, als selbst die vernunftlose Bestie, auch verächtlicher, oder bemitleidenswürdiger, denn diese.

Nicht alle Leidenschaften sind immer von starken Gefühlswallungen begleitet, wie Liebeswuth, Zanksucht, Eifersucht u. s. w., sondern oft und häufiger noch, ruhig und kalt, wie Geiz, Ehrsucht, Selbstsucht u. dgl. m. Auch sind jene heilbarer, weil äußere Umstände, oder innere der Lebensregsamkeit, sich ändern können; oder die größte Gewalt eben in den an sich vergänglichen Aufwallungen der Gefühle beruht, deren der Geist endlich vernunftgemäß wieder Meister werden, und inmitten derselben sich zur Besonnenheit ermannen kann. Aber unter der Oberherrschaft einer kalten Leidenschaft ist vollendete Sklaverei eines Geistes da, welche, mit völliger Besonnenheit dem Thierthum unterwürfig, dennoch nicht vermag sich ihm zu entwinden, weil Leben und Gemüth schon in einander, durch den Zauber der Gewohnheit, gleichsam starr geworden sind; oder weil der zur Sättigung der Begier Alles berechnende Verstand eben so viel Seelenlust, durch das Gelingen seiner Berechnungen erregt, als der fordernde Trieb, wenn ihm Genugthuung wird.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen, nun Einiges noch über die höhern Gefühle, oder diejenigen, welche anderseits im Seelischen, durch Einwirkung des Geistes, erschlossen werden. Sie sind es, in welchen sich eigentlich Würde und Unwürde des Menschen, gegenüber der Thierheit, am bestimmtesten zeichnet, weil, durch ihre Vermittelung, der Verkehr des Geistes mit dem Thierleben und dessen Begierden geschieht und der Kampf um Oberherrschaft der Bestialität, oder der Vernunft, geführt wird. Sie werden nicht selten mit den niedern Gefühlen in gleiche Linie

gestellt; oder gar mit ihnen verwechselt. Deswegen will ich von ihnen hier besonders sprechen, und zwar, wie der Geist dieselben, in Bezug auf sein Selbst, dann im Verhältniß zu den seelischen Innen-Sinnen, endlich im Verhältniß zu den Lebenstrieben oder Begierden erweckt.

94. Einfluß des Geistes auf das Gemüth, in Erregung höherer Gefühle.

Das dunkle Bewußtsein des Geistes spiegelt sich im Seelischen, als dunkles Gefühl des Daseins; sein bestimmteres Selbstbewußtsein, als Selbstgefühl. Dieses ist das allgemeinste, aus welchem sich alle andern erheben. Es ist das Bewußt-fühlen der geistigen Hoheit, Ueberlegenheit und Selbstständigkeit des Wesens im eignen Gesezthum. Aus ihm erwächst im Gemüth der Geistesmuth für Behauptung sittlicher Würde. Thiere haben ebenfalls ein Selbstgefühl, aber nur das ihres Lebens, ihrer körperlichen Stärke. Das Gefühl vom Maß ihrer Kraft bestimmt auch das Maß ihres Muthes in Kämpfen und andern Anstrengungen. Solches wohnt aber ebenfalls auch dem Menschen bei. Das Gefühl der Ueberlegenheit seiner Leibesstärke, Gewandtheit und Sicherheit gibt ihm in Gefahren Muth und Troz; oder vermindert diesen, bei Wahrnehmung der Ueberlegenheit eines Andern. Persönlicher, soldatischer Muth, den wir mit den Thieren gemein haben, ist keine Seltenheit; achtungswürdiger, aber seltener, als dieser, ist der des Geistes, der sittliche (moralische) Muth.

Das Bewußtsein unsers sittlichen Werthes, welches aus Erfüllung des Heiligkeitsegesetzes, d. i. durch Rechtschaffenheit und Tugendtreue, ersprießt, wird im Gemüth, Selbstachtung. Diese

Achtung des Geistes für seine eigne Würde ist keine Ueberschätzung derselben, sondern, weil er sich dennoch mancher Verirrung und Schwäche bewußt ist, mit Bescheidenheit (oder Beschränkung) und sogar mit Demuth verbunden. Das Gefühl der Selbstverachtung aber wird die schwerste aller Geistesqualen. Sie ist der Fluch der Verzweiflung im Gemüthe über sich selbst.

Die Erkenntniß dessen, was der Geist seinen Idealen, in Vollkommenheit, Unendlichkeit, Heiligkeit, Wahrheit und Schönheit angenähert, wahrnimmt, erfüllt das Gemüth mit Bewunderung; und, neben dem Bewußtsein eigener Unvollkommenheit und Schwäche, mit Ehrfurcht. Beide aber, mit Hinwendung und Aufblick des Geistes zu Gott, werden, neben dem Gefühl eigener Unwürdigkeit, in ein Gefühl von Seligkeit und Demuth aufgelöst, für welches die menschliche Sprache noch kein Wort erfunden hat, sondern bald mit dem Namen der Andacht, bald mit dem der Anbetung bezeichnet.

Nur dies einzige, erhabenste und tiefste, aller Gefühle ausgenommen, werden alle übrigen durch Wahrnehmung von dem erregt, was irgend in der Welt das Gepräge eines Geistes führt. Denn Achtung oder Verachtung unsers Selbstes hegen wir auch für die Würde oder Würdelosigkeit Anderer, welche gleichen Wesens mit uns sind. Die Theilnahme, welche wir an uns selbst nehmen, fühlen wir auch am Wohl und Weh Anderer, in Mitfreude und Mitleid. Den moralischen Muth, welchen wir von unserm Geist fordern, fordern wir eben so von jedem menschlichen Geiste. — Nur uns selbst können wir nicht bewundern, uns selbst nicht ehrfurchtsvoll betrachten, weil wir immer die ersten, oft nur einzigen, aber sichersten Zeugen unsrer Mangelhaftigkeit sind.

95. Einfluß des Geistes auf die seelischen innern Sinne, Aufmerksamkeit, Gewohnheit, Nachahmung.

Wer von Gemüthsbewegungen sprechen will, die der Geist durch sein Einwirken auf die innern Sinne der Seele rege macht, muß zugleich die Verwandlungen beachten, welche, durch seinen Einfluß, auf diese Innen-Sinne entstanden sind. Denn die durchgeistete Seele, oder das Gemüth, ist anders angeregt, als die von bloßen Lebenstrieben bewegte. Alle Gefühle der Lust und Unlust, haben in ihren zahllosen Abstufungen eine so große Mannigfaltigkeit, daß es fast unmöglich wird, sie einzeln mit Worten zu bestimmen. Es sind Abschillerungen der jeweiligen Thätigkeiten und Zustände des Lebens und des Geistes, wodurch sie, möcht' ich sagen, ihre eigenthümlichen Farben erhalten.

Die Seele, sowohl im Dienst des leiblichen Lebens, als des Geistes, leiht ihre Sinnesvermögen sowohl diesem, als jenem, und erweckt, rückwirkend wieder in jenem, Triebe und Begierden, wie in diesem, Willensbestimmungen. Ich habe schon vom Sinn der Aufmerksamkeit, Gewohnheit, Nachahmung, des Gedächtnisses und Ahnens im Verhältniß zum thierischen Leben gesprochen (65 — 67.); darum will ich nun die Erhöhung und Veredlung derselben durch Macht des Geistes, und im Gebrauch desselben, mit leichten Umrissen, darstellen.

Der Sinn der Aufmerksamkeit, welcher in der Thierwelt unwillkürlich von irgend einem äußern Reiz angezogen wird, empfängt, wenn seine Thätigkeit vom Geist in Anspruch genommen ist, eine Richtung durch dessen Willen, sei es auf Zustände der Außenwelt, oder der innern. Es ist eine fühlbare Unterstützung und Erleichterung, welche der Geist in seinem Beobachtungsgeschäft, zumal reingedanklicher Gegenstände, durch diesen Sinn empfängt, der durch andauernde Uebung gestärkt, zu einer Andacht erhöht

wird, die, einem einzigen Punkt zugewandt, für alles Andre empfindungslos macht; oder auch die sogenannte Zerstreuung bewirkt. Diese aber ist meistens nichts anders, als der Zustand einer getheilten Aufmerksamkeit, welche doch nicht mehreren Dingen zugleich angehören kann.

Der Gewohnheitsinn, in Gewalt und Leitung des Geistes getreten, wird, durch dessen Willensmacht, das kräftigste Mittel zur Selbsterziehung und zur Selbstherrschaft über Neigungen der Sinnlichkeit; der sicherste Zaum zur vernunftgemäßen Lenkung der Begierden. Läßt er den Zügel unbeachtet fallen, so wird die Thiernatur seiner allein Meister, und Wille und That des Menschen dem Ungestüm der Sinnlichkeit unterworfen. Alle wahre Erziehung ist Gewöhnung zur Selbstherrschaft des Geistes über irdische Triebe und Reize, gemäß seinem heiligen Gesetz. Nicht die Erkenntniß des Guten und Bösen, des Nützlichen und Schädlichen genügt allein dafür: sondern eine durch Übung vergrößerte Leichtigkeit und Stärke des Willens, grade den heftigsten Begierden der Sinnlichkeit auch am entschlossensten und beharrlichsten Gehalt zu thun. Das ist das wahre Geheimniß der Erziehungskunst: des Zöglings gefährdende Triebe, Neigungen und dadurch herbeigeführten Geistesrichtungen zu erspähn, und den Stolz seines Bewußtseins, die Kraft seines festen Willens, eben gegen diese am meisten zu spornen. Alles Andre, was man Erziehung nennt, ist Verziehung, tanzmeisterische Dressur, Verzerrtheit.

Der Nachahmungssinn (aus Naturnothwendigkeit ewigen Wanderns und Wechsels im Wirken des wessenden Lebens und Seelischen entsprossen) wird vom Geiste zum Kunstsinne veredelt. Er selber im Reiche seiner endlichen Vorstellungen und Gedanken immerdar wechselnd, und immerdar durch die Sinne zu neuen Vorstellungen geführt, findet allein, in der Mannigfaltigkeit derselben,

Genugthuung. So wird, was im Thiere müßige, zwecklose Neugier ist, im Gemüthe Wissenslust, mit vernünftigem Zweck; und, vom seelischen Sinn für Nachahmung angeregt, sein Nachbilden und Nachgestalten dessen, was ihm die erscheinende Natur zeigt, durch Denken und Wollen, erschaffne Kunstfache. Auch Thiere stellen bewundernswürdige Erzeugnisse auf; aber sie thun es unbewußt und unwillkürlich. Nicht ihre Kunst bewundern wir; sondern die alle Kunst der Menschen überflügelnde Macht und Weisheit in den Wirkungen der Natur.

96. Einfluß des Geistes auf den seelischen Gedächtnißsinn. Entstehn der Imagination (Dichtungsvermögens) und der Phantasie (Einbildungsvermögens).

Durch keinen der sämtlichen Innen Sinne wird der menschliche Geist öfter und mannigfaltiger zur Thätigkeit gerufen; durch keinen wird er sich seiner Herrlichkeit selbstbewußter; auch durch keinen offenbart er, der Natur und Welt gegenüber, diese Herrlichkeit mächtiger, als durch das Gedächtniß. — Was wäre er, ohne Hülfe dieses Vermögens? Zwar dringt zu ihm, durch die Pforten der Außen Sinne, ein großes Weltall mit tausend Wundern und Wechseln herein; doch einem Gedächtnißlosen würd' es nur das Weltall des Augenblicks sein, und ihm in jedem nächsten Augenblick immer wieder ein andres dastehn, ohne Verbindung mit dem eben verschwundenen, das keine Spur zurückließ. Durch Zauberei des Gedächtnisses wird das Gewesene eine Gegenwart, und der eben an ihm vorüberfliegende Augenblick lebt sogar in der Vergangenheit für ihn bedeutsamer.

Auch die unbegeistete Seele des Thiers, zumal des Thiers höherer Artungen, freut sich dieser Eigenthümlichkeit. Wenn sie Dinge

gewahrt, die frühern ähnlich sind, wachen in ihr Wiedererinnerungen von demselben auf, in denen sie zu ähnlichen Empfindungen, Gefühlen und Begierden in sich gegensätzlich wird. So im Wachen; so auch, zurückgedrängt durch das Walten des Lebens von den Außenfinnen, während des Schlummers, im Traum (69.). Man nennt diese im Gedächtniß wieder erfrischten Bilder der Vergangenheit, welchen nichts entspricht, was die Gegenwart in der Außenwelt zeigt, unwillkürliche Einbildungen. Auch sie sind nur Wiedererinnerungen, aufgestört im thierischen Gedächtniß durch das Spiel der Wechselwirkungen von Leben und Seele, Trieben und Empfindungen, die sich gegenseitig rufen. Sie rufen und gesellen sich zusammen, je nachdem sie, als gleichartige, oder gleichörtige, oder gleichzeitige, einander nahe sind. Sie erscheinen und verschwinden unwillkürlich, als naturnothwendige Ergebnisse des zwischen Leib und Seele des Thiers bestehenden Verbandes.

Auch der Mensch hat diese unwillkürlichen Einbildungen, sowohl wachend, wie träumend, in gesunden, wie kranken Tagen. Sie steigen in ihm auf, ohne daß er sich über ihren ersten Quell Rechnung zu geben vermag; ohne daß er weiß, ob der erste Anstoß durch Regewerden eines Lebens-Triebes, ob durch Berührung, oder Täuschung der Sinne, oder durch ein unbeachtetes Gedanken-spiel des Geistes gegeben ward. Und wie jede am wiederholtesten gereizte Artung von Lebens- und Seelenthätigkeit die am leichtesten erregbare wird: erscheinen auch im Gedächtniß die Bilder am schnellsten, welche am öftersten oder am engsten, gerufen worden sind. Die thierischen Einbildungen sind jedoch von den menschlichen dadurch sehr verschieden, daß die letztern heller und wirkender werden, je näher sie dem Lichte seines Bewußtseins stehn. Oft, von ihnen überrascht, und uns selber noch unklar, können wir sie für Wirklichkeiten außer uns halten. Die auf solche Art willkürlos entstandenen seelischen Gespinnste werden zu Gespen-

stern der Abergläubigen, bei zerrütteten, oder abnormbewegten Einzeltheilen des Gedächtniß-Organ, zu Fasetten (Illucinationen, Phantasmen u. s. w.), oder zum anhaltenden, einförmigen Tönen einer und derselben Einbildung (fren Idee), welche, je lebhafter sie ist, um so stärker auf die übrigen Seelenvermögen und Lebensgeschäfte einerseits, und anderseits auf die Vorstellungen des Geistes, einwirkt.

Was die Seele, in ihrem Verbande mit der Natur, von daher unwillkürlich empfängt, gibt sie eben so unwillkürlich an den Geist ab. Dieser aber, in seiner Selbstheit und Willensmacht, behandelt ihre Einwirkungen nach seinem eignen Gesetz. Was ihm die anvermählte Seele überliefert, verwandelt er in gedankliche Vorstellungen. Was ihm Außen- und Innen Sinne zuführen, wird nur Inhalt und Gegenstand seiner Vorstellungen. Der Nachahmungssinn leitet ihn zur Erfindung von Zeichen für dieselben, zur Schöpfung einer Wortsprache durch Aehnlichkeit der bezeichnenden Töne und Formen mit den bezeichneten Dingen. So wird er nicht nur fähig, seine Vorstellungen andern Geistern mitzutheilen; sondern im seelischen Gedächtniß haften auch die sinnlichen, bildlichen Zeichen bleibender. Wohl denkt der sprachlose Mensch ebenfalls; aber das bildlos und wortlos Gedachte verschwindet fast ohne Spur der Erinnerung. Davon aber hab' ich früher gesprochen (63.).

Nicht nur in dieser Weise einzig wirkt der Geist auf das Gedächtniß ein. Er bereichert dasselbe auch nach eigener Auswahl; oder weckt in ihm Bilder und Gedanken der Vergangenheit, nach seinem Willen; vergleicht, ordnet und beurtheilt sie; löset sie aus einander, oder bringt sie in Einheit von Begriffen, die er wieder in höhere zusammenschmilzt, und aus welchen er seine Schlüsse folgert, gemäß dem Erkenntnißgesetz. Diese Artung seiner Thätigkeit ist sein bildliches Denken. Vom Sinnlichen erhebt er

sich in ihr zum Ueberfünftlichen; vom Betrachten der Welterscheinungen zur Selbstanschauung; von dem, was ist, zu dem, was sein sollte, dem Idealen, was ihm die Sinnenwelt nirgends in Vollendung zeigt.

Oder er schafft, was sie ihm nicht zeigt und doch Gegenstand seines ewigen Sehns nach bleibt, in sich selber, indem er seine Ideen umkörpernd; sie in sinnliches Gewand hüllt; aus den Schätzen des Gedächtnisses, aus allen Bildern, allen Erfahrungen desselben, eine neue Welt baut, geordnet nach dem Gesetz der Vernunft; eine Welt der Wahrheit und Heiligkeit, von Anmuth umflossen. Diese Art und Richtung der Geistesthätigkeit wird Dichtungsvermögen (oder Imagination) genannt. — Im Denken steigt der Geist von den gegebenen und im Gedächtniß bewahrten Erfahrungen zu seinen Urideen empor; im Dichten senkt, oder versetzt er seine höchsten Ideen in das Irdische nieder, als wären sie in der Außenwelt Gegebenes. Im Denker, wie im Dichter, offenbart sich des Geistes schöpferische Kraft, nur in entgegengesetzten Richtungen. Jeder große Denker ist zugleich dichtend; jeder große Dichter zugleich denkend. Alle Dichtungen sind zwar Einbildungen; aber verschieden, wie Imagination und Fantasie*). Dichtungen werden durch Einwirkung des sich bewußten, wählen-

*) Ich bediene mich dieser Worte todter Sprachen in ihrer angenommenen alten Bedeutung, um Begriffsverwechselungen zu vermeiden, und nicht die Richtung der Geistesthätigkeit zu einer besondern Kraft zu machen, da doch der Geist ein und dasselbe wirkende Ursachliche ist. — Die Imagination bezeichnete bei den Römern (auch Franzosen und andern neuen Völkern) das willkürliche Erfinden, Erfinden, Dichten des Geistes; Fantasie mehr unwillkürliches, sensuelles Einbilden (Fantastien). Fantastus war ein Sohn des Schlafes.

den Geistes auf das ihm dienstbare Gedächtniß; bloße Einbildungen sind unwillkürliche Einwirkungen der Seele auf den Geist, vermittelt Erinnerungen oder Erregungen des Gedächtnisses. — Ohne Gedächtniß besteht weder Einbildung, noch Traum, noch Dichtung. Daher, wenn in der Kindheit das Gedächtniß arm und leer von mannigfaltigen Eindrücken der Sinnenwelt ist, oder wenn im hohen Alter die sprödegewordenen Organe des Gedächtnisses ihre Erregbarkeit eingebüßt haben, wird die Schöpferkraft des Dichters, wie des Denkers, vermindert. Dem Dichter ist das mittlere, männliche Alter holder, wenn bei ganzer Lebensfülle und Reizbarkeit der Nerven, im Gedächtniß ein Reichthum der Kenntniß und Erfahrung prangt; dem Denker aber das spätere, erfahrungsreichere Mannesalter, wenn sein Geist weniger von Bewegungen im Gemüth und Einwirkungen der allzu erregbaren Innenfinne, in seinem ernstern Geschäft gestört, oder betrogen und irregelockt wird.

97. Einfluß des Geistes auf den Ahnungsinn. Prophetisches Voraussehn.

Es bleibt mir noch übrig, vom Einwirken des Geistes auf den seelischen Ahnungsinn einige Worte zu sagen. Daß er sich in Thieren und Menschen äußere, ist schon (70.) erwähnt und thatsächlich; zum Theil, als Vorgefühl bevorstehender Naturereignisse, wie Erdbeben, Gewitter u. s. w. ohne Mühe zu erklären, zum Theil schwer, oder gar nicht, obgleich, als Thatsache, vorhanden, wie bei manchen Somnambulen, manchen Nervenkrankheiten, manchen Sterbenden u. s. w. In jedem Fall aber, und wenn Tausende von Beispielen richtiger Vorgefühle und Vorauskündungen uns von der Wahrheit ihres Daseins überzeugen, bleibt ihr prophetischer Ausspruch unzuverlässig, bis die Erfüllung des:

selben eintritt. Denn oft können wirklich erregte Vorgefühle von Naturereignissen täuschen, wenn diese, durch Dazwischenkunft anderer Naturwirkungen, geändert, oder ganz aufgehoben werden, wie beim Vorgefühl von Witterungswechseln nicht selten geschieht. Oft können Voraussagungen im sogenannten magnetischen Schlafe, in Nervenfiebern u. dgl. m. durch Fantastiegebilde der Kranken verfälscht, oder durchaus Träumereien sein.

Auch dem menschlichen Geiste läßt sich ein Vorauserkennen künftiger Zustände und Begebenheiten nicht abläugnen. Dies ist aber ein, in seinem Wissen Gewordenes; ein Voraberechnen; ein durch Zusammenstellung von Erfahrungen begründetes Folgern des Künftigen aus dem Gegenwärtigen, oder auch ein Folgern des Gegenwärtigen aus Umständen, die nothwendig vorangegangen sein müssen. Vielmal kann der Flug der Gedanken so wort- und zeitlos geschehn, daß das Gedächtniß von ihrer schnellen Verkettung keine Spur zeigt. Der Mensch, vom Ergebniß der Schlussreihe überrascht, erstaunt dann, wie er plötzlich zu dem „Einfall“ gelangt sei? Es sei ihm, „wie von Gott eingegeben“, meint er; oder es wohn' ihm eine prophetische Gabe bei. Es war wortlos gedachte Berechnung oder Folgerung.

Noch ein dritter Fall ist möglich, und dieser tritt, nicht ohne hohe Wahrscheinlichkeit, besonders in jenen Zuständen menschlicher Krankheit ein, in welchen die Seele beginnt, sich mehr oder weniger von den Organen des Lebens abzulösen. Dies findet nicht selten bei Sterbenden statt, an Vorabend des Todes. Sie sehen heller in Vergangenes, oder Künftiges. Sie urtheilen wahrer und richtiger; selbst wenn sie, während ihrer gesunden Zustände, Verstandesschwäche zeigten*).

*) Der durch Graf Tressan bekannt gewordene Zwerg Bebe am Hofe des Königs Stanislaus Leszinsky war ohne Vernunftäußerungen,

Einerseits kennen wir die Erfahrung, daß nur das seelische Wesen allein, nicht der Leib, gewahrt und fühlt; daß das seelische Wesen in gewissen besondern Zuständen des Lebens (im Schlaf, in der Mondsucht u. s. w.) sich empfindend über die Gränzen der mit ihm verbundenen irdischen Hülle verbreitet (70.). Anderseits wissen wir eben so thatsächlich aus Erfahrung, daß die Seele, auch wenn sie die Außentheile ihres belebten Körpers verläßt, oder ihre Sphäre zum Fernsehn erweitert, doch mit dem ihr vermählten Geiste im ungetrennten Verein bleibt und der Geist auf sie, und sie noch auf ihn einwirkend verharret. Es ist bekannt, daß Nachtwandler zuweilen Handlungen verrichten, welche nicht bloße mechanische, nicht bloße Gewohnheitsfachen sind, sondern einen überlegenden Verstand, ein bestimmtes Denken, verrathen; daß Somnambulen nicht nur vernunftgemäß sprechen, Abscheu gegen Unheiliges äußern, Ekel vor Lüge und unreinen Trieben äußern, sondern auch Geschäfte vollziehen, zu denen eine Größe der Geistes-thätigkeit erfordert wird, deren sie, bei wachen, offenen Sinnen, sich selber kaum fähig halten. Sollte, unter solchen Verhältnissen, nicht der menschliche Geist, gleichsam schon ohne Vergangenheit und Zukunft, in sein Ewiges eingetreten, und, eingekleidet in seine durch irdische Bande ungefesseltere Seele, zugleich Wissen von Dingen der Vergangenheit und Zukunft sein? Manches bürget für das wirkliche Sein dieses Vermögens. Aber nur

ohne Begriff für religiöse Dinge, ohne Vermögen für zusammenhängende Schlussfolgerungen. Seine Fähigkeiten überstiegen nie die eines abgerichteten Affen, oder Hundes. — Er starb im Jahre 1764; nach langem Siechen; 23 Jahre alt. Er erwachte erst in den letzten vier Tagen seines Lebens zu deutlicherm Bewußtsein; sprach mit Klarheit verständig; und setzte durch seine richtigen Aeußerungen Alle, die um ihn standen, in Erstaunen.

unklar schauen wir Sterbliche noch Ueberfinnliches in einem dunkeln Spiegel.

98. Parallelismus der Urbedürfnisse oder Forderungen des Lebens der Seele, des Gemüthes und Geistes.

Auch von jenen Erregungen des Gemüthes sollt' ich sprechen, welche durch das Urbedürfniß des Lebens, der Seele und des Geistes erzeugt werden. Wir nennen die lautgewordenen Stimmen dieses Urbedürfnisses Triebe, Begierden, Bestrebungen. So verschieden auch Pflanze, Mensch und Thier sind, und so ganz verschieden die Forderungen ihrer Wesensgesetze, nehmen wir dennoch in den Grundtrieben und Forderungen aller, von der Pflanze aufsteigend bis zum Menscheng Geist, eine gewisse Gleichartigkeit wahr, welche der Beachtung werth zu sein scheint. Ich will versuchen, sie in ihrem Gleichlauf (Parallelismus) darzustellen.

Leben (Pflanze)	Daseinstrieb.	Entwickelungs-	Nahrungs-	Fortpflan-
		trieb.	trieb.	zungstrieb.
Seele (Thier)	Eigengier.	Ungebunden-	Sabgier.	Zeugungs-
		heitstrieb.		gier.
Gemüth (Mensch)	Selbstliebe.	Freiheitsliebe.	Eigenthums-	Geselligkeits-
			liebe.	liebe.
Geist {	(Wissen)	Unendlichkeit.	Heiligkeit.	Wahrheit.
				Vollkommen-
	(Wollen)	Persönlichkeit.	Freiheit.	Eigenthum.
				Sicherheit.

Der Trieb des Lebens zum Dasein, oder zum Erscheinen, ist nichts anderes, als die ewige Nothwendigkeit der wesenden Natur, sich, ihrer Unendlichkeit, ein Gegenfäßliches, Endliches, oder, als wirkende All-Einheit, Andres von sich, nämlich eine begränzte Einheit des Mannigfaltigen zu sein. Im Thier wird dieser Trieb, durch seelisches Gefühl, zur Eigengier erz-
Bsch. Selbstschau. II.

hoben. Ich finde kein besseres Wort, um die unwillkürliche Begierde, oder den Instinkt des Thiers zu bezeichnen, worin es unbewußt Alles nur seines Selbstes willen thut und ist; gleichsam keine Welt kennt, als nur eine für sein Bedürfniß vorhandne; ohne irgend eine Vorstellung von Leben und Tod, dennoch vor drohenden Gefahren flieht, und für seine Selbsterhaltung kämpft. Im menschlichen Gemüth, in der Beredlung des Seelischen durch das Gesetzhum des Geistes, wird der Trieb der Pflanze, die Begierde des Thiers, zur Selbstliebe erhoben. Der Geist hinwieder hat das Sichselberwollen als ein unendliches Wesendes; oder das Streben nach Unendlichkeit seines Daseins und Wirkens.

Der Entwicklungstrieb des Pflanzenlebens ist wiederum die Nothwendigkeit des Belebenden zum Erscheinen, als Einheitbildendes. Ohne Möglichkeit der Entfaltung des Lebens zur Pflanze, Thier- und Menschengestalt, wäre das Erscheinen des Lebens unmöglich. Im beseelten Thier wird der Trieb eine gefühlte Begierde nach Ungebundenheit zur Stillung der, seiner Leibes- und Lebensentwicklung unumgänglichen, Bedürfnisse. Jeder beschränkende Zwang wird Hemmung und Störung. Der natürliche Stand der Thiere ist der Stand ihrer Wildheit. — Der Geist des Menschen, diese Begierde zügelnd, veredelt sie in sich im Gemüth zur Freiheitsliebe. Ohne Freiheit ist keine Entfaltung der Menschenwürde, gedenkbar. Des Geistes Wollen in seiner Freiheit aber ist die Heiligkeit, Streben nach Heiligung, durch Einwirken des Gerechten und Guten. Er ist unfrei, wenn er der thierischen Natur zum Werkzeug wird.

Der Nahrungstrieb der Pflanze, das sich Aneignen der zur Erhaltung und Entfaltung des Lebens nöthigen Stoffe und Bewegkräfte, wird zur Gargier des Thiers, welches für seine Gesfräßigkeit, oder Behaglichkeit, oft mehr begehrt, als ihm Noth thut; Andern den Bissen entreißt, oder darum zornig beneidet.

Der Mensch, reicher an Bedürfnissen, als das Thier, verlangt den Besitz mannigfacherer Mittel. Er hat Eigenthumsliebe; er will Nahrung für Leib und Gemüth und Geist. Des Geistes Nahrung aber ist Wahrheit in der Mannigfaltigkeit seiner Kenntnisse und Erkenntnisse. Unwahrheit sättigt ihn nicht.

Der Fortpflanzungstrieb belebter Gewächse wird im Thier zur Begattungslust, zur Zeugungsgier, die nicht selten in Wuth ausartet, aber auch in manchen Thierarten schon Neigung zu einer Art geselligen Beisammenlebens hervorbringt. Auch beim Menschen ist's wohl ursprünglich dieser Trieb (den die Vernunft, den im Thier aber die Natur, durch die Brunstzeit, beschränkt), welcher zum gesellschaftlichen Verein mit Seinesgleichen führt. Doch durch den Einfluß des Geistes wird das beharrliche Beisammensein der Menschen mit Menschen, zum unentbehrlichen Bedürfniß, zur Geselligkeitsliebe; weil ohne wechselseitigen Austausch der Kenntnisse und Erfahrungen, ohne gegenseitige Hülfe, das menschliche Dasein in pflanzen- oder thierähnlicher Unvollkommenheit verbleiben müßte. Denn des Geistes ewiges Streben nach dem Unendlichen und Unbegrenzten, ist ein Streben nach Vollkommenheit, nicht nur seiner selbst, sondern der Zustände gesammter Menschheit.

Mit den Grundtrieben des menschlichen Geschlechts zum Dasein in der Welt, zur Selbstentfaltung seiner Anlagen, zum Erwerb der Mittel dafür und zum gesellschaftlichen Leben für gemeinsame Beförderung und Sicherung von dem Allen, sind auch die Befugnisse nothwendig gegeben, diesen Trieben Genüge zu leisten. So entsprechen den Grundtrieben des Gemüths die Rechte der Menschheit. Die Selbstliebe fordert Recht auf Persönlichkeit; die Freiheitsliebe, Freiheitsrecht; die Eigenthumsliebe, Eigenthumsrecht; die Geselligkeitsliebe, Recht auf Sicherheit, im Verein mit Andern, und durch solchen

Berein (88.). Denn bei Unsicherheit der Befriedigung von den Naturforderungen des Lebens, des Seelischen und des Geistes, wäre Untergang von Allem, weil Unvollkommenheit.

99. Das höchste Gut des Menschen.

Es bedarf endlich wohl kaum der Erwähnung, daß alle jene Triebe und Begierden, so oft ihre Forderungen laut werden, dem Willen und Gesetz des menschlichen Geistes untergeordnet sein sollen; daß ihre Sättigung nur dann gerecht sei, und nur so lange, als sie dem Gebot der Heiligkeit in uns nicht widerstreitet. Es bedarf ebenso wenig einer Erwähnung, daß die ganze Fülle menschlichen Glends aus der vernunftwidrigen Stillung der an sich unsündigen Naturbegehren quillt; daß Schriftgelehrte, Priester und Aferweise, statt mit frömmelndem Unverstand, oder prahlerischem Ueberwitz, Gott, als den Urheber aller Unvollkommenheiten und Mängel des Lebens, zu bezeichnen, das irre Volk auf den wahren Ursprung seines Glends hinweisen sollten; daß sie, statt die Schöpfung Gottes ein „Jammerthal“ zu heißen und mit dem einstigen Uebergang „in die Ewigkeit“ zu trösten: hellere, christlichere, nicht heidnische oder alt-hebräische Begriffe von Gott und Ewigkeit verbreiten sollten. Wir gelangen nicht erst in die Ewigkeit, sondern schon sind wir auf Erden in der Ewigkeit Gottes, der im endlosen, allgegenwärtigen All des Vorhandenen, in unserm „Vaterhause“, wie es Christus nennt, uns viele Wohnungen bereitet hat.

Nur durch kräftige Selbstherrschaft des menschlichen Geistes über sein Ureigenthum, den beseelten Leib, kann er im Irdischen schon das höchste Gut (das *summum bonum*) erobern, nach welchem die Sterblichen täglich ringen und welches sie täglich ver-

kennen. Es besteht dieses nicht im Besitz von Reichthümern; Macht, Ehren u. s. w., sondern im Verein dessen, was Leben, Seele und Geist, als Wesentliches für ihr Wesen, verlangen: Genuß von Gesundheit, Gemüthsseeligkeit und Selbstachtung. Der Genuß des letztern geht aber beiden andern vor; wird er verloren, sind alle sinnlichen Vergnügen, und das Leben selbst, verächtlich für den, der sich selbst verachten muß.

Dienstbarkeit des Geistes unter der Gewaltherrschaft der Lebenstriebe und Begierden, ist Umsturz und Verkehrung der göttlichen Weltordnung in der Menschennatur. Der Geist, der herrschen und wesen soll für das Unvergängliche, leistet verknechtet dem, der gehorchen soll, Gehorsam für das Vergängliche; und wird Schöpfer des höchsten Uebels, nämlich eigner, innerer Verachtung, unter Unlust und Gemüthsstürmen, in einem kranken Leibe; Schöpfer des Zustandes, der zum Selbstmord reif macht.

Wenn ein Mensch all seine Geistesmacht dem Thierthum in sich zu Gebote stellt, geht nicht nur die gerechte Selbstliebe in rohe Eigengier, die Freiheitsliebe in wilde Ungebundenheit, die Eigenthumsliebe in rücksichtslose Habgier, die Geselligkeitsliebe in Wollüstelei zurück; wird nicht nur alle Geistesthätigkeit, alle Anstrengung des Verstandes für das Ziel jeder herrschenden Gier verwendet: sondern der Geist bringt zu dem Allen noch, aus seinem Wesen, das Verlangen des Unermesslichen, Schrankenlosen, und Unendlichen, wovon das Thier nicht weiß; eine Unerfättlichkeit, unter welcher die Kräfte und Triebe des Lebens und der Seele in langer Ueberreizung verwildern, die dann der Verstand fort und fort zu befriedigen sucht und nicht sättigen kann. — Eben dadurch wird der verthierte Mensch schrecklicher, als das schrecklichste der Thiere; und verachtungswürdiger, als das verachtungswürdigste der Geschöpfe.

Man nennt, und mit Recht, diejenigen Begierden, unter deren

Gebot der Geist den Frohndienst leistet, Suchten. Denn es sind Gemüthskrankheiten, erzeugt durch Schwachheit des sich selbst verwahrlofenden Geistes.

100. Sittliche Krankheiten des Gemüth, oder die Suchten.

So wird die Selbstliebe, welche an sich nur die, durch Vernunft beschränkte, sinnliche Eigengier ist, zur Selbstsucht. Sie macht den Menschen sich selber zum Abgott, sei es, daß er in selbstgefälliger Eitelkeit sich brüstet; oder daß er, gleichgültig gegen fremdes Wohl und Weh, eigensinnig Alles und Jedes nur für den eignen Nutzen berechnet; höchstens Gutes und Gemeinnütziges bloß dann befördert, wenn damit auch Gewinn für ihn verbunden erscheint. Zwar jedes menschliche Laster kann Wurzel der übrigen werden; aber Selbstsucht ist die Grundwurzel sämtlicher sittlichen Uebel, ohne welche die übrigen nicht hervortreiben und neue Wurzeln schlagen könnten. Ruhmsucht, Ehrsucht, Geldsucht, Genußsucht, und welche Namen Laster, oder Leidenschaften, führen mögen, sind immer nur Selbstsucht, in anderer Richtung des Strebens. Der Welteroberer und der Taschendieb haben den gleichen Beweggrund, wenn auch nicht das gleiche äußerliche Ziel. Durch sie werden die heiligsten Bande der menschlichen Gesellschaft zerschnitten, indem deren Glieder nichts für sie sind, von denen sie aber für sich erbeuten wollen. Die größten Staaten des Alterthums stürzten, vom Gift der Selbstsucht ihrer Bürger zerfressen, aus einander; und viele Staaten unsrer Zeit erkrankten, durch dieses Gift verzehrt.

Der in allen lebenden Geschöpfen heimische Entwicklungstrieb ihrer Anlagen, welcher in der menschlichen Natur durch die Vernunft gebunden, geregelt und zur Freiheitsliebe geadelt wird,

dies Streben Mensch zu sein, im hohen Sinn des Wortes, und sich dazu entfalten zu können, verartet durch Geistesentweihung wieder in Ungebundenheitsucht. Ich weiß kein besseres Wort zu finden, um jene wilde Gemüths- und Denkart zu bezeichnen, welche sich weder durch Vernunft, noch Gewissen, noch Ueberzeugung des Bessern aus Erfahrung, noch durch Gefahr und Unglück zurückhalten, noch durch Gesetze, oder den weisen Willen Andrer beschränken läßt. Eigensinn und Starrsinn sind Artungen dieses Uebels. Abscheu gegen äußern Zwang, der sich keiner andern Ordnung, keiner Zucht, unterwerfen will, als nach dem Gefallen eigener Einsicht, Neigung, oder Gewohnheit, gleich dem unzählbaren Thier, ist Krankheit. In der Ungebundenheit erreicht die rohe Selbstucht ihren Gipfelpunkt, wie schön sie sich immerhin zu verlarven wisse. Die falsche Freiheitsliebe klagt über Tyrannei der öffentlichen Zustände; stürzt die bürgerlichen Ordnungen; aber will nicht das Wohl der Menschheit, in deren Namen sie fordert, nicht die Heiligkeit des Menschenrechts, sondern sie will nur sich selbst; nur Recht für sich; Freiheit für sich. So der Wilde in seinen Hütten, der Nomade in seinen Steppen, Vorrechts-süchtige in der civilisirten und barbarischen Welt. Völkerschaften, in Unwissenheit durch den geistlichen und weltlichen Arm niedergehalten, wähnen sich in ungehemmter Befriedigung ihrer niedern, gemeinen Lebenstriebe und Gewohnheiten, frei; und sind doch geistig unfreie Automaten in der Hand selbstsüchtiger, schlauer, erfahrener Obern, die da sprechen: „warum soll man die guten Leute glücklicher machen, als sie sein wollen?“ Der Esel, wenn er Dornen frißt, ist auch glücklich in seiner Haut. In civilisirten Ländern legt Ungebundenheitsucht, die kein Joch ertragen kann, es gern Andern auf. Sie allein will in der Welt sich fesselloser bewegen können. Sie wird Gewaltsucht, Herrschsucht, Eroberungs-sucht, Despotismus. So entfaltet, in der Wildniß die stär-

tere, oder schlauere Bestie, ihre Kräfte, um das Schrecken der übrigen zu werden.

Der naturgemäße Nahrungstrieb, oder Aneignungstrieb der Pflanzen und Thiere, zur Bewahrung und Verammuthigung des Lebens, wird unter der Weihe des menschlichen Geistes zur Liebe des Eigenthums erhoben. Er empfing aber die Weihe des Geistes darum, weil dies erworbne Eigenthum nicht nur Mittel wird für eigne Leibesbedürfnisse, sondern auch für ausgedehntere Erfüllung des Heiligkeitsgesetzes; zur Beglückung, Veredlung und Unterstützung Anderer, denen die Mittel fehlen. Alle Tugenden der Menschenfreundlichkeit, aber ohne Mittel ihnen genügen zu können, liegen fruchtlos. Wird hingegen der Menscheng Geist Sklav reinthierischer Habgier, so erweitert er diese zum Ungeheuern, wie es kein Thier vermag, nämlich zur nimmersatten Habsucht. Diese gestaltet sich vielseitig aus, entweder in Geiz und dessen Nebenlaster, oder in Genußsucht, Gaumseligkeit, Trinksucht, Verschwendungssucht, Verzärtelung durch Lebensbequemlichkeiten u. s. w.

In der Thierwelt ist es der Fortpflanzungstrieb, der eine meistens vorübergehende Geselligkeit der verschiedenen Geschlechter, oder der Mutter und ihrer Jungen, instinktmäßig bewirkt; ebenso auch in der Menschenwelt, aber anhaltender. Da lehrt der hellere Verstand die Vortheile des geselligen Lebens kennen. Familien verbinden sich zu Horden, Völkerschaften und Staatsvereinen; weil jeder Einzelne darin, durch Hülfe Aller, leichter Gelegenheit und Mittel erblickt, Kräfte und Anlagen seines Leibes und Geistes zu entwickeln; den gerechten Anspruch auf ein würdiges Dasein geltend zu machen, und stärkern Schutz für Sicherheit seiner natürlichen Rechte, wider Natur- oder brutale Menschengewalt, zu finden. Doch, im Zustande menschlicher Verthierung, verwildert auch der Fortpflanzungstrieb in wollüstige Geilsucht; die Geselligkeit

in ausgelassene Zerstreuungssucht; die Nothwehr für eigne Sicherheit in Grausamkeit; die Bestrafung des Fehlbaren in Rachsucht; die Vaterlandsiebe in Nationalstolz und Nationalhaß.

101. Laster - Pflege in der Civilisation.

Wird doch selbst der Sinn für das Schöne, diese dem Gemüth gewordne reinste Gabe, während der Verknechtung des Geistes, durch Schlamm übermächtiger Thierbegierden besudelt. Das vernunftlose Geschöpf empfindet kein Wohlgefallen am Schönen. Wie arm aber ein Wilder noch an Begriffen und Worten auch sein möge, er äußert schon Lust an Pracht und Glanz der Farben; Widerwillen gegen Abscheuerregendes; er selbst will dies nicht für Andre sein. Seine Eigenliebe verlangt, daß sein Werth auch von Andern anerkannt, bewundert, geliebkoset werde. Es empört ihn, Gegenstand der Verachtung, oder des Ekels zu sein. Und wenn er es wird, was er doch nicht zu sein wünscht; oder, wenn er sich bewußt ist, das schmeichelnde Lob nicht zu verdienen, dessen er doch werth sein möchte, fühlt sich in ihm die Selbstliebe gedemüthigt; und dies Gefühl geht in leisen Schmerz der Beschämung über. Schamhaftigkeit ist das Gewissen der menschlichen Selbstliebe; die Erfinderin vom Feigenblatte der ersten Aeltern im Paradies; die früheste Warnerin, das zu entfernen, was die Sinne Andrer beleidigt; die Führerin zum Liebenswürdigen und Edeln. Fehlt sie dem Menschen, so lebt er entweder noch im Zustand unmündiger Kindheit; oder in dem noch schlimmern einer selbstverschuldeten Verworfenheit, wo er, ohne Achtung für sich, gleichgültig gegen die der Andern, schamlose Frechheit für Selbstgefühl seines Werthes gibt.

Der Wunsch zu gefallen, geschätzt, geliebt zu werden, ist das natürliche Bedürfen der Selbstliebe. Die Erfüllung des Wunsches gewährt Beruhigung und Zuversicht, nicht ganz werthlos zu sein. Aber sobald Selbstliebe in Selbstsucht verartet, wird auch das Streben nach Andrer Beifall, zur Sucht oder Gemüthskrankheit, zur Gefallsucht, durch Erfindung persönlicher Anmuth im Aeußern, welche nach Bewunderung geizt; zur Modesucht, welche, durch Wechsel in Farbe und Schnitt der Gewänder, und im Reiz der Neuheit, Theilnahme für sich aufzufrischen hofft; durch Brunksucht, die den Vorzug des Reichthums prahlerisch zur Schau stellt; durch Originalitätsucht und Fantasterei in Kleidung, im Umgang, in Lebensweise u. s. w., um einiges Aufsehn zu erregen.

Dhne hier, auch nur im Umriß, die ganze Reihe menschlicher Verirrungen und Thorheiten aufzuführen, was ganz außer meinem Zweck liegt, füg' ich bloß eine allgemeine Bemerkung bei, welche, wie richtig sie mir auch zu sein scheint, dennoch lauten Widerspruch erfahren dürfte, zumal in Ländern, wo durch Gesetzgebung, Erziehung und Kirchenlehren, (die nicht Jesu Christi Lehre sind), das Lebens- und Sittenverderbniß gemeine Sache des Volks aller Stände geworden ist.

Jedes Laster nämlich, jede Leidenschaft, jede Sucht ist wirkliche Gemüthskrankheit; eine mehr, oder weniger, theilweise Verstandeslähmung, die entweder durch Verwöhnung und Erziehung, in Begünstigung des Unnatürlichwerdens von Trieben und Begierden, bewirkt wird; oder durch falsche Begriffe und Ansichten, die, dem Geiste künstlich, grundsätzlich eingeprägt, auf Lebenstriebe und Thiergelüste mit anhaltendem Reiz zurückwirken. Das Laster wird in barbarischen und civilisirten Staaten nicht bestraft, bis es verbrecherisch den Rechten Andrer geschadet hat. Es wird vielmehr mit schonender Nachsicht, sogar mit Schmeicheleien, ermuntert. Man nennt es gern nur eine Schwachheit, sogar eine

„liebenswürdige Schwäche“, wenn es nicht zu ekelhaft ist, oder nicht „den guten Ton“ verletzt. Man belohnt es sogar, wenn es öffentlichen Vortheil bringt; baut ihm sogar, wenn es die Staatseinkünfte vermehrt, eigne Laster-Schulen, nämlich in Spielhäusern, Branntweinschenken, Bordellen, Lotterien u. s. w. Nur erst, wenn Ausschweifungen des Lasters, wenn Ueberreizungen der Seelenvermögen, den Lebensbau des Menschen ausgezehrt, verwüstet, das zarte Nervengespinnst verwirrt und zerrissen haben, spricht man von Gemüthskrankheiten und Geisteskrankheiten; und baut Apotheken, Irrenhäuser, Lazarethe für sie.

Bequemen wir uns also nach dem üblichen Sprachgebrauch, wenn wir von dergleichen Krankheiten reden*).

102. Die sogenannten Lebens-, Seelen-, Gemüths- und Geisteskrankheiten.

Wenn Pflanzen, Thiere oder Menschen erkranken, ist es nicht das sie belebende Wesen, welches seine Gesundheit eingebüßt hat. Das Wesende ist an sich das ewig in sich Gleiche und Unwandelbare, und wird nur ein Anderes, Endliches, Erscheinendes von sich, in seinen Wirkungen. Indem das Leben die Stoffe und Bewegkräfte zu einem Einheitsgebilde verbindet und gliedert, nach

*) In allen Ländern steigt, mit der Civilisation, die Zahl der Verbrecher aus sehr erklärlichen Ursachen; eben so die Zahl der Wahnsinnigen und Verrückten. Nach meinen Vergleichen der Berichte von Irren in verschiedenen Ländern, ist ein Viertel derselben aus religiöser Schwärmerei, ungefähr eben so viel aus Hochmuth oder Liebe, mehr als ein Viertel aus Unmäßigkeit, wahnsinnig geworden.

seinem Gesezthum, können diese Wirkungen durch mächtigere Gegenwirkungen beschränkt, gehemmt, theilweis oder ganz aufgehoben werden, nicht das Wirkende selber. Solche Hemmungen und Störungen in den naturgemäßen Geschäften des Lebens zum Bau seines gegliederten Werks, werden mangelhafte Erscheinungen desselben, leibliche Krankheiten, Mißbildungen. Sind dergleichen Mängel und Mißbildungen nicht schon im Samen vorhanden, durch ihn überliefert und vererbt, oder durch mechanische Verletzungen des Lebensbaues hervorgebracht: so können sie auch durch Mangel, Uebermaß oder Unangemessenheit der dem schaffenden Leben zu Gebot stehenden Stoffe und Bewegkräfte entstehen; oder durch zu große und zu geringe Bethätigung einzelner Lebenswirksamkeiten und des Wechsels darin; oder auch durch jähen Uebersprung von einer Art der Erregung zur entgegengesetzten, zum Ungleichen und Unverwandten, während das Gebot der Natur allmäligen Uebergang vom Gleichartigen zum Gleichartigen heischt.

Wirken solche Störungen nur auf die untergeordneten Organe und Triebe des Lebens ein, die zu seiner Erhaltung dienen, so treten Mißbildungen und krankhafte Zustände des Leibes ein, welche vermittelt der Arzneikunst, durch Beseitigung der Hindernisse, oder Zerreißungen der Lebensthätigkeit, oft geheilt werden können. Im Seelischen verkündet sich, durch Schmerz und Mißstimmung, jener unvollkommene Zustand. Werden aber die Grundtriebe, die allgemeinen Bedingungen, unter welchen das Leben wirksam sein kann, unerfüllt gelassen, so wird Zerrüttung und Verartung des ganzen Lebensbaues die Folge davon, und der Schmerz des Seelischen so gewaltsam, daß, mit Erschütterung und Verwüstung von dessen zarten Organen, selbst die Thätigkeitserscheinungen des Geistes gehemmt oder geirrt werden. Furcht und Schrecken, bei Gefahr der Lebenserhaltung, oder für sie erregter Zorn, können zum Wahnsinn und zur Raserei

treiben; eben so der unbefriedigte Hunger, und der ungestillte Zeugungstrieb.

Wird aber die Lebenswirksamkeit in den Werkzeugen der seelischen Innensinne gestört und irre geleitet, das Organ selbst dadurch verletzt, theilweis oder gänzlich mangelhaft: so wird sich die Seele auch nur mangelhaft durch dasselbe äußern können, und eben so, vermittelt des Seelischen, der Geist. Denn wie schon, bei fehlerhafter Beschaffenheit der äußern Sinnwerkzeuge, des Auges, des Ohrs *ic. ic.* die Seele unvollkommener von Außen-
dingen zu Empfindungen und Gewahrungen erregt wird, und durch diese im geistigen Bewußtsein nothwendig unvollkommene Vorstellung von Dingen der Außenwelt: eben so auch bei fehlerhaftem Zustande der innern Sinneswerkzeuge. Die Mängel derselben werden aber unstreitig durch die nämlichen Ursachen herbeigeführt, welche ich eben vorhin, als allgemeine der Lebensstörung im Schaffen des leiblichen Gebildes, erwähnt habe, und können eben sowohl durch unangemessene Erregung und Bethätigung des Lebens von Seiten der Außenwelt, als von Seiten des geistigen Einwirkens stammen. Die dadurch gewordenen Hinderungen und Beschränkungen der Seele, wie des Geistes, rein und vollkommen ihre Wesenheit erscheinen zu lassen, werden gewöhnlich Seelen-, Gemüths- und Geisteskrankheiten geheißen. So wenig das wessende Leben aber in sich selbst verderben und erkranken kann: eben so wenig auch die Seele und der Geist, in eigener Urheit.

Bloße Seelenkrankheiten, wie wir sie nennen müssen, also ohne Mitthätigkeit des Geistes, können wir nur an Thieren beobachten; und doch nur selten, wenn wir nicht dazu auch Blindheit, Taubheit und andre Gebrechen der Außen Sinne rechnen wollen. — Es gibt also eigentlich nur Gemüthskrankheiten, von denen man die sogenannten Geisteskrankheiten allein dadurch unterscheidet, daß diese sich, als mangelhafte, oder gänzlich gehinderte Fähigkeit

zu Aeußerungen des Verstandes im Begreifen, Urtheilen und Erkennen, offenbaren.

103. Verderbniß der innern Sinne.

Bei Gemüthskrankheiten ist selten, oder nie, nur ein oder das andre Organ des innern Sinnes in unregelmäßigem Zustande, ohne daß nicht auch die übrigen Innen Sinne, bei vollständiger Gesundheit ihrer Werkzeuge, ins Mitleiden gezogen werden sollten. Am leichtesten aber wird vom Leiden eines jeden der Gedächtnißsinn bewegt; er der, möcht' ich sagen, mit dem Geiste am nächsten in Berührung steht; durch den dieser den Stoff seiner meistesten Vorstellungen empfängt, und in dessen Reichthum er selbstschöpferisch, zur Imagination, oder Einbildungskraft, wird.

Ohne Gedächtniß würde der Gefühlsinn nur vorübergehend, oder flüchtig, aufgeregt werden, und Lust und Unlust eben so schnell verschwunden, als vergessen sein. Aber das Gedächtniß bewahrt oft mit allzustrenger Treue, die Gegenstände des Abscheuens und der Liebe, und verjüngt die Gefühle des Zorns, der Freude oder Trauer, noch in späterer Zeit. Allzureger Gefühlsinn äußert sich krankhaft in Empfinderei und Empfindlichkeit; oder in jenen beständigen Aufwallungen der Enthusiasten, die bei den geringsten Anlässen außer sich, in Entzücken, gerathen; oder in der Trostlosigkeit einer zügellosen, wie einer stummen Trauer um Verlornes, welche verderbenvoll auf die Lebensgesundheit zurückwirkt, und, durch Zerrüttungen im Gedächtnisorgan, wahnfinnige Einbildungen bleibend macht. Der Druck gewisser innerer Empfindungen des Körpers, von anhaltenden Gefühlen der Bangigkeit begleitet, kann nicht nur das Urtheil des Leidenden auf die seltsamste Weise über die Ursach des Uebels irre führen,

sondern auch die Vorstellung von dieser Ursach in eine immer wieder tönende des Gedächtnisses umschaffen. Ich rede von den Grillen und Einbildungen, die in manchen Zuständen der Schwermuth (Hypochondrie, Melancholie) laut werden.

Der Sinn der Aufmerksamkeit kann durch zu große oder zu geringe Beweglichkeit fehlerhaft erscheinen. Im erstern Fall führt er zum flatternden Alles- und Nichtsbeachten; zur zusammenhangslosen Geschwägigkeit; zur Gedankenzerstreutheit und sogenannten Ideenflucht; im andern Fall zur stumpfsinnigen Gleichgültigkeit, oder Unachtsamkeit; oder auch zu einer sogenannten Abwesenheit des Geistes, der, mit irgend einem Gedanken beschäftigt, die Vorfälle der Gegenwart nicht bemerkt, und sich nicht leicht in diese zurückfinden kann.

Aus allzumächtig herrschendem Gewohnheitsinn entspringt nicht nur die lächerliche Spießbürgerei, welche selbst oft den Fortschritten der Geistesentwicklung hinderlich wird, sondern auch, rückwirkend auf Lebenshätigkeit, eine Krankheit des Heimweh's, welche meistens Erbtheil bildungsarmer Bewohner einsamer Gegenden zu sein pflegt.

Lebhafter Nachahmungssinn, verbunden mit einer reizbaren Imagination, verartet nicht nur zu einer thörichten Nachäffungssucht, sondern stürzt mit seiner sympathetischen Gewalt zuweilen in unheilbares Unglück. So wissen wir z. B., daß Personen, durch das Beobachten und sich in den Zustand von Fallsüchtigen hineinsinnend, selber epileptisch geworden sind, oder, daß ein glücklich erkünstelter Wahnsinn endlich zum wirklichen wurde.

Aber die große Mehrheit aller Krankheiten des Gemüths entspringt offenbar, wie schon gesagt, aus Lebensfehlern, oder eigenartigen Zuständen im Bau der Gedächtnisorgane. Wir wissen, daß die Gedächtnisfähigkeiten bei allen Menschen verschieden sind. Einige Personen sind fast unvermögend, sich abgezogene und reine

Begriffe und Urtheile zu vergegenwärtigen; andre haben ein mangelhaftes Orts-, andre ein schwaches Zahlengedächtniß. Doch die meisten behalten, gleich den Thieren, am leichtesten bildliche, durch die Außenfinne gegebne Vorstellungen. Sind die Gedächtnißorgane gänzlich durch irres Schaffen des Lebens zerrüttet oder gelähmt, wie beim vollendeten Uebel des Cretinismus, daß darin kein Eindruck haftet, keine oder nur dürftige Erinnerungen darin wach werden: so ist damit die Möglichkeit alles Lernens aufgehoben; so fehlt zu Vorstellungen deren Inhalt, oder die Bezeichnung derselben durch Wörter; so brüten Leib und Seele in dumpfer Gedankenlosigkeit hin. Ich habe Cretinen gesehn, die in ihrer Mißgestaltung, nur reinthierische Bedürfnisse und Gewöhnungen äußerten, ohne jemals ahnen zu lassen, daß ihnen auch nur das leiseste Gefühl des Rechts, oder Unrechts bewohne. Es bleibt mir noch jetzt zweifelhaft, ob sie, ihrer Menschengestalt ungeachtet, wirkliche Menschen waren; ob sich in solchem verzerrten Lebensgebilde ein geistiges Wesen dem seelischen habe anschließen können? — Dumme und blödsinnige Personen, die schwer begreifen, Sachen mit einander und Wörter verwechseln, unrichtig auffassen, Aufgefaßtes wieder leicht vergessen, stehen jenen am nächsten. Sie haben ein theilweis unthätiges, das heißt, für manche Dinge ganz unempfindliches, oder überhaupt ein sehr unempfindliches, sprödes Gedächtnißorgan. Leer an zu behaltenden Eindrücken, vermag der Geist auch nicht, sie zu erneuern. Bei dieser Dürftigkeit an Gedächtnißbildern, ist unvermeidlich, daß der Geist nur mit den wenigen feinen Verkehr treibt, die er vorfindet; daß er unrichtige Begriffe bildet, weil ihm Anknüpfungspunkte mit andern unentbehrlichen fehlen; Dinge mit einander verbindet, die wenig oder nichts mit einander gemein haben, weil er keinen bessern Inhalt zu Vorstellungen empfangen hat. Aus dem gleichen Grunde begreifen junge Kinder, bei der Armuth ihres Gedächtniß-

nisses, beim Mangel der Mannigfaltigkeit von Kenntnissen und Erfahrungen, das ihnen Gesagte falsch und fällen sie oft irrige Urtheile.

Somit treten nicht minder traurige Erscheinungen andrer Art bei Personen hervor, welche, im Gegensatz von jenen, bei allzureizbaren, rührigen Werkzeugen des Gedächtnisses, daher auch mit lebhafterer Imagination, von irgend einer Begierde, oder einem Wunsche, anhaltend getrieben werden. Die entfernteste, die leiseste Berührung verjüngt in ihnen sogleich die Erinnerung an den Gegenstand, der sie beschäftigt hat. Und gleich wie eine lange gedauerte Tanzmusik, auch wenn sie beendet ist, noch immer in den Ohren fortflingt: so werden Bilder und Vorstellungen, die sonst durch Willkür hervorgerufen wurden, zuletzt unwillkürlich erscheinen, und beharrende Einbildungen, sogenannte fixe Ideen, werden. So entspringen durch theilweise Ueberreizungen der seelischen Gedächtnisorgane krankhafte Gemüthszustände, bei sonst vollkommen gesundem Körper. Es entstehen durch theilweise Zerrüttungen jener Organe, Zustände, in welchen der Wahnsinnige zwar ganz richtig in seiner Art denkt, aber doch unter falschen, ihm durch Imagination gegebenen Voraussetzungen, die er für Wirklichkeiten hält. Oft ist die sogenannte Verrücktheit ein, während leiblichen Wachseins, eigenmächtiges Spielen, oder traumartiges Selbstschaffen der Seele. (69.) unter den Gedächtnisbildern, während der Geist, diese Bilder für Wirklichkeiten der Außenwelt haltend, nach ihnen urtheilt und seinen Willen bestimmt, wie dies zuweilen auch bei gesunden Personen im plötzlichen Erwachen aus einem lebhaften Traum im Schlafe, oder im Zustande völliger Betrunkenheit der Fall ist. Ich will nicht die mannigfachen Artungen und Stufen des Wahnsinns auseinanderlegen. Sie erleiden, je nach Verschiedenheit ihrer ersten Quellen, und nach der Mächtigkeit des sie begleitenden Gefühls, vielfache Abweichungen

unter sich. Am meisten werden sie durch unmäßige Furcht, unmäßige Zuneigung, unmäßige Selbstschätzung (Hochmuth), allzubegierige Ergreifung irgend einer wissenschaftlichen Aufgabe erzeugt.

Aber statt der theilweisen Anstrengung und Ueberreizung, oder Verwöhnung, in einzelnen Verzweigungen des Gedächtnisorgans, kann dieses auch krankhaft, und in solchem Grade allgemeinbeweglich, ich möchte fast sagen, flüssig geworden sein: daß, bei Anregung einer einzigen Erinnerung, einer einzigen Vorstellung, alle zugleich laut werden und den Geist aufregen. Dann fehlt jedes Festhalten eines Gedankens; die Aufmerksamkeit wirft sich nach allen Richtungen. Es wird zusammenhangslose Geschwähigkeit; sinnloses Durcheinanderreden. Aehnlichkeit damit haben Delirien in heftigen Fiebern, wo das gesammte Nervengewebe der Innenstunde stürmisch erregt wird.

104. Geisteskrankheiten. Politischer und religiöser Wahnsinn. Verkehrtheit des Verstandes.

Wohl sollt' ich auch von Geisteskrankheiten reden, unter welchen man gewöhnlich Mangel des Erkenntnißvermögens, vermeinte Gebrechen des Verstandes begreift. Es ist hier nicht nöthig zu wiederholen, daß der Geist in seiner Wesenheit nicht erkranken könne; so wenig, als das wesende Seelische und Lebende. Er bildet Wahrnehmungen, Begriffe, Urtheile und Erkenntnisse nach dem gleichen Gesetzhum im weisesten, wie im gedankenlosesten und irresten Menschen. Der Mangel in den Aeußerungen von Vernunft und Verstand liegt daher nothwendig außer ihm selbst; sei es in Schwäche und Gebrechlichkeiten der innern Sinneswerkzeuge (73.), besonders des Gedächtnisses (68.); oder im falschen Inhalt, welcher dem Gedächtniß beigebracht und darin

unablösbar bleibend geworden ist. Wer wird den Blindgeborenen für geisteskrank halten, wenn er die rothe Farbe mit Trompetenschall vergleicht? oder den Greis im hohen Alter für wahnsinnig, wenn er kindisch geworden ist, weil seine Gedächtnisnerven den Dienst versagen? Der Geist äußert sich nur mittelst seines Sesslichen und dessen vom Leben gebauten Organe; und vergleicht, urtheilt, richtet nur über das in seiner Eigenständigkeit, was ihm im Kenntnißschatz des Gedächtnisses vorrätzig liegt. Schwäche des Verstandes ist also nicht sowohl Mangel oder Krankheit des Geistes, als vielmehr Mangel und Untauglichkeit der Innensinne; ein Dasein des Stumpfsinns. Mit unvollkommenen Werkzeugen wirkt auch der Meister unvollkommen. Auch hat Erfahrung gelehrt, daß Wahnsinnige und Stumpfsinnige kurz vor ihrem Tode zu voller Geisteskraft gelangt sind (97. a.); oder, wie man zu sagen pflegt, „zu vollen Sinnen“ gekommen sind; sei es, daß ihre Organe andre Stimmung erhielten, oder daß ihre Seele, schon meist von denselben entbunden, dem Geiste freier dienen konnte. So ist auch der Geist nicht krank, wenn er Wahres und Falsches, Gutes und Böses, Schönes und Häßliches, Gewesenes und Vergangenes verwechselt, und nicht mehr unterscheiden kann, sobald ein durch betäubende Getränke und Speisen, oder durch heftige Gemüthswallungen und Leidenschaften u. s. w. erregter fieberhafter Rausch ihm den freien Gebrauch der Sinneswerkzeuge entzogen hat.

Beinah aber könnte man sich versucht fühlen, politischen und religiösen Aberglauben, und die sich aus beiden entwickelnde bürgerliche und kirchliche Schwärmerei, zu wirklichen Geisteskrankheiten zu zählen. Sie entspringen keineswegs, wie der Großtheil aller andern, aus Schwächen und Gebrechen des menschlichen Körpers und fehlerhaften Bildungen der Sinnesmittel, sondern werden im Geiste selber durch falsche Nahrung, die im Gedächtniß liegen bleibt, erzeugt. Solche Krankheiten verwirren Be-

griffe, Urtheile und Willensentschliefungen; und zerstören erst, vom Geiste aus, nur zu oft Gesundheit und Leben des Leibes. Wie der menschliche Leib durch die ihm dargereichten Nahrungsmittel, je nach Beschaffenheit derselben, gesunden oder erkranken muß: so ist auch des menschlichen Geistes gesunder Zustand vorzüglich von der Nahrung abhängig, die ihm zu Theil wird. Seine Speise aber sind Kenntnisse, durch Lehre, Erziehung und Erfahrung gegeben. In der Nothwendigkeit seines Wesens, fordert er, Wahrheit, statt Irthums oder Lüge, und Selbstwahl im Geschäft der Erkenntniß, auf daß er die eigne Kraft darin übe. Jede Nöthigung, fremdem Urtheil, ohne eigne Prüfung, nachzurtheilen, wird zugleich sein Vorurtheil sein; und jeder blinde Gehorsam des Glaubens, Knechtschaft des Geistes, welcher, Freiheit zu bewahren, das ewige Recht hat.

Aber auch inmitten des blödesten Aberglaubens, der schreiendsten Irthümer, in welchen der Menscheng Geist Sinnliches und Ueber sinnliches verkehrt sieht, und verkehrt behandelt, ist er in seiner Wesenheit der Unerkannte. Er nimmt nur die Welt und ihre Verhältnisse als solche, wie sie eben seinem Gedächtniß überliefert sind durch Schule, Kirche und Landesgesetze; er wirkt darin, wie der Wahnsinnige unter seinen beharrlichen Einbildungen; hält den gewohnten Irthum für ehrwürdige Wahrheit, und, das dafür verübte Verbrechen, für heiliges Streben, für gottgefälliges Werk. Je reizbarer Gefühl und je lebendigere Imagination den mit Irthum aller Art, mit Aberglauben und Vorurtheilen genährten, Geist begleiten: um so leichter geht er zu jenen politischen und religiösen Schwärmereien über, in denen er staatsumwälzerischer Weltverbesserer werden, oder das Rad der Zeit, den Fortschritt der Menschheit, rückgängig machen will; Geisterseher wird; göttliche Eingebungen hat; oder in frommer Glaubenswuth (Fanatismus) denen, die nicht erkennen, wie er, Kerker,

Scheiterhaufen, Blutgerüste, baut. — Wehe den falschen Lehrern;
Gnade den Irrenden!

105. Heilmittel, oder Verwahrungsmittel, gegen seelische und geistige Krankheiten.

Die herrschendste Gemüthskrankheit ganzer Völker ist in der That bürgerlicher und kirchlicher Wahn, der Millionen Sterblichen das flüchtige Dasein vergiftet. Die Menschheit wird gesunden, wenn Freiheit der Erkenntniß aufhört, Verbrechen zu sein. Schwerer sind die Rettungsmittel andrer Seelen- und Geistesbedrängungen zu finden, die aus organischen Fehlern des Leibes hervorquellen. Noch ist im Gebiet der Heilkunde das geheimnißvolle Reich der Nerven, das Eigenthümliche ihrer Beschaffenheit, Verflechtung, Bestimmung, Nahrung und Bethätigung, von undurchdringlicher Finsterniß bedeckt. Wird je ein Strahl der Wissenschaft da hineinleuchten? Vielleicht ist eben diese ewige Nacht ein Mahnen der Natur für das menschliche Geschlecht, daß es das einzige, allein wirksame, vom Grund aus gegen Gemüthskrankheiten sichernde Mittel ergreife; naturgemäße Einfachheit der Lebensweise in Nahrung, Trank und Befriedigung der Triebe; Verhütung der Ehen unter Ungefunten, oder in zu naher Blutsverwandtschaft; Mäßigung in Allem. Nur Rückkehr zur Einfachheit der Natur, nicht Kampf wider ihr unabänderbares Gesetz, rettet vom Glend des Gemüths. Thiere, in naturgemäßer Freiheit, Menschen, noch nicht durch Barbarei und Civilisation irre, kennen jene Zerrüttungen der Lebenskräfte selten oder nie, über welche unser Zeitalter schmerzlicher und allgemeiner, als das Alterthum, klagt. Hätten wir in Städten und Dörfern eben so viele

vollmächtige Gesundheitswächter, als Krankenärzte, würden Millionen ihr Dasein segnen, welches sie heut beweinen.

Die meisten Gemüthskrankheiten sind unheilbar, wenn sie sich einmal jahrlang ins Nervenleben eingewurzelt haben. Bei ihrem Beginnen kann oft große Zerstreuung, Gefühle mächtig aufweckende und beschäftigende Musik, anhaltende Abziehung der Aufmerksamkeit von der beharrlichen Einbildung, hilfreich werden; gleichwie auf langen Reisen, bei einzelnen Personen und ganzen Völkern, Aberglauben und Vorurtheile am leichtesten verfliegen.

Aber in diesen Blättern kann nicht der Ort sein, umständlicher von Seelen-Heilkunde zu sprechen.

106. Die Natur nicht und nicht der Geist sind ausschließlich das All und Eins und Höchste.

Vielleicht ist es nöthiger, mich über eine Bemerkung zu erklären, die beim Lesen meiner Ansicht der Natur und Welt in Manchem aufsteigen möchte. Denn, indem ich das Wirken und Gegenwirken des in Stoffen und Bewegkräften wesenden Sachlichen, so wie die Einwirkungen und Rückwirkungen des Lebens auf diese und Seele und Geist, und dieser beiden hinwieder auf das Ganze im Menschen, auseinander setzte, gleichsam zergliederte und zerstückelte, könnte es das Ansehn gewinnen, als wäre der Mensch, wie das gesammte All des Vorhandenen, ein vielfach zusammengesetzter Mechanismus; ein mannigfaltiges in einander greifendes Treib- und Räderwerk, worin die ewige Nothwendigkeit zuletzt der das All bewegende Gott wäre; und wohl eine Vereinigung von Wesen, aber keine Einheit des Wesens bestände. Und doch ist sich niemand eines solchen Uebergangs von

auf einander folgenden Erregungen durch Stoffe, Bewegkräfte, Leben, Seele, Geist, und wieder durch die ganze Kette zurück, auch bei sorgfältigster Selbstbeobachtung, bewußt. Alles geschieht in uns gleichzeitig; ich sollte sagen zeitlos. Jeder äußere Eindruck ist zugleich Gedanke; der Gedanke und Wille, zur Bewegung eines Gliedes, aber schon die Bewegung selbst. In jeder Thätigkeit der Imagination ist zugleich Thätigkeit des Gefühls, Aufmerksamkeit, Nachahmungssinn, Gewohnheit, Urtheil, Wille, regere Lebensbewegtheit in Nerven, Blut, Muskeln, u. s. w. vorhanden, ungetrennt, wie Eins und Dasselbe. Wer wollte es läugnen?

Die wesende Natur, sie in ihrer Urheit, ist nur das Eine und Gleiche in sich; ist wirkend, ein sich gleichartiges Anderssein, Gegensatz des Unbestimmbaren ihres Selbsts zum Bestimmbaren; ist, im Reichthum ihres Wesens (für den Geist) in unterscheidbaren Beziehungen sich äußernd. Sie ist die in sich sachlich=allgegenwärtig=wirkende, selige Einheit; gleichwie der Geist in sich das im Wissen wollende Wirken ist. Natur und Geist sind wesend zeitlos, d. i. ewig. Zeit ist nur Bezeichnung der Endlichkeit des Bewirkten (30.). Aber nicht die Wirkungen sind zugleich das Wirkende; die Gedanken nicht zugleich das Wirkende; die Gedanken nicht zugleich das Denkende; sondern das Ur- und Sachliche der Natur, wie des Geistes, wirken in sich, und dabei zeitlos. Natur und Geist, wohl im Erscheinen unterscheidbar, sind wesend untrennbar, in Einheit wirksam. Es ist nur ein All-Eins, dessen Vollendung wir Sterbliche nicht kennen. Was wir Natur nennen, ist nur die Tiefe des unendlichen All-Eins, gleichsam nur Unterlage oder Basis des Geistes; der Geist ist ihre Verklärung, ein Schimmerlicht aus unbekannten, fernen Höhen des unendlichen, allgegenwärtigen Eins und Alls.

Wohl herrscht im ewigen Spiel des Wirkens und der Wirkungen

eine unzerbrüchliche, starre Nothwendigkeit. Aber diese Nothwendigkeit ist eben die Wesenheit der Natur selbst, ist ihr Wirkens-Gesetzthum, ohne welches sie nicht wesen und wirken könnte. Wie gesagt, ist sie aber nicht selber das All und Eins der vorhandenen Unendlichkeit, sondern nur die Tiefe desselben. Der Menscheng Geist über dieser Tiefe schwebend, sich selbst, seiner Wesens- und Wirkensnothwendigkeit angehörend, weiß sich schon, was der ganzen Natur nicht eigen ist, in seinem Wirken wählend. Er weiß sich, als Nothwendigkeit, in der Weise seines Erkennens und Denkens; als Nothwendigkeit auch in Gang und Weise seines Erregtwerdens und Erregens. Aber auch Wahl und Freiheit zur Selbstbestimmung im eignen Wirken, ob nach den Forderungen des Höhern und Heiligen in ihm, oder der Natureinwirkungen, ist sein Eigenthum (80.). — Triebe (Nothwendigkeiten des Wesenden zum Wirken) sind in der Natur; sie sind auch im Geiste, aber andersartige, hier denn dort. Im Geiste kündigt sich (als Aeußerung seines Gesetzthums), ein Trieb zum Wahren (im Erkennen), zum Heiligen (im Wählen). Die Natur offenbart nichts davon.

Und dies Streben nach Wahrheit und Heiligkeit ist Streben nach Selbstvollendung des Geistes im Ewigen; Ringen des Geistesreichs zur Vollkommenheit. Daher, wie ein Fortschreiten in der Entwicklung des einzelnen Sterblichen, ist ein Fortschreiten gesammter Menschheit, seit sie von sich selbst weiß, wahrnehmbar. Ein Zeuge der Vervollkommnungsfähigkeit (Perfektibilität) und der wachsenden Vervollkommnung, ist uns die ganze Weltgeschichte geworden. Zwar haben wir von derselben nur eine Kunde von kaum sechstausend Jahren. Doch auch diese genügt schon, als unverwerfliches Zeugniß. Wird unser Geschlecht einst die Geschichte von zwölf Jahrtausenden besitzen, um wie viel glänzendere Thatfachen wird solche für die Fortschritte der Menschheit in Er-

kenntniß und Veredlung aufweisen? — Die Civilisation mehrerer Völker in unserm Zeitalter ist, ungeachtet aller ihrer Verirrungen und Gebrechen, schon Aufschwung von der Stufe der Barbarei zum Hochmenschlichen (75.).

107. Fortschreiten der Menschheit.

In allen ihren Sphären tritt die Natur, gegensätzlich in sich werdend, immer weiter zu Ordnungen, Geschlechtern und Arten der Geschöpfe aus einander; alle wieder unter sich in Körperbau, Lebensweise, Trieben und seelischen Fähigkeiten verschieden. Wie mannigfach ist die Familie der Hunde, vom Dächsel zum Pudel, vom Windhund zur Dogge; aber auch Schakal und Wolf gehören dazu. Diese Mannigfaltigkeit nehmen wir in den Geschlechtern der Bären, Katzen, Affen u. s. w. wahr. Nur im Geschlecht der Menschen fehlt sie, dem wahrscheinlich jüngsten auf der Oberfläche des Erdballs. Zwar Himmelsstrich, Boden und Nahrungsmittel erzeugen auch in ihm Abweichungen der Knochenbildung und Farbe; aber der Menschenschlag von Kaukasern, Negern, Mongolen, Malaien, Kupferfarbnen, u. s. w. bietet keine so große Verschiedenheit dar, als unter den Thierarten der nämlichen Gattung, die Ungleichheit der Rassen. — Doch nicht dies ist der eigentliche Vorzug des Menschen. Der Mensch erhält ihn durch die Begeisterung seines Körpers. Alle Sterbliche haben ein und dasselbe Geseßthum mit einander gemein; gleiche Formen des Denkens; gleiches Streben nach dem Wahren, Heiligen und Schönen; gleiches Bewußtsein des Unendlichen in ihren Urideen; gleiche Wahlfreiheit. Im Reiche der Geister sind keine Geschlechter, Gattungen und Arten; nur verschiedene Stufen ihrer Emporbildung zum Vollendeten. Und alle, auf jeder Stufe,

sind mit Sehnsucht nach Vollendung erfüllt; und alle ringen aufwärts, sich in ihren mannigfaltigen Verhältnissen und Zuständen einer Fähigkeit zur Vervollkommenung bewußt.

Unter der unwandelbaren Gleichheit ihrer Geseze verharret die Natur, wenn auch nur seit der Mensch sie kennt, beim Wechsel ihrer Erscheinungen mit Gleichförmigkeit. Stoffgebilde, Pflanzen, Thiere sind heut nicht anders, nicht wunderbarer und vollkommner, als vor Jahrtausenden. Aber wie anders steht das über den Erdball verbreitete Menschengeschlecht, denn wie vor Jahrtausenden. Wohl ist's noch dasselbe, seiner Gestalt, seinen Lebenstrieben, Begierden und Gefühlen und Allem nach, was ihm die Natur aus ihrem Machtkreis verlieh; nicht aber überall mehr ist's, was es uranfänglich, dem Geiste nach, gewesen ist. Wer läugnet, oder bezweifelt das Fortschreiten der Menschheit in Kenntniß und Erkenntniß, in sittlicher Veredlung, in schönern Gefühlen? — Mag uns dies Fortschreiten im Lauf der Jahrtausende langsam dünken: aber es ist thatsächlich vorhanden. Wie sich der Säugling allmählig von der Thierheit entstrickt; so die Menschheit, welche sich immer mehr entthiert.

Wahr ist's, weise und tugendhafte Männer, edle und freie Geister, haben auch längst vor uns gelebt; aber wer stellt es noch in Frage, daß sie nicht in größerer Zahl unter allerlei Nationen heutiges Tages gefunden werden, zumal unter Nationen, denen das Gotteslicht Christi leuchtet? Wahr ist's, einst auch hatten Athen und Rom, Korinth und Karthago begonnen, das Thierfell der Barbarei abzustreifen. Aber wie einst nur wenige, einzelne Städte, so glänzen, und heller in unsern Tagen, große Völker, und zum Theil einige Welttheile. Wahr ist's, jene Glanzpunkte sind längst erloschen; Tyrus, Sidon, Babylon, wie Memphis, Saïd und Meroe liegen in Trümmern; aber Untergang einzelner Reiche, Rückfall einzelner Völker, ist nicht Untergang, oder

Rückfall der Menschheit in alte Wildheit und Finsterniß. Wahr ist's, auch unter den gesittetsten Nationen unsrer Zeit erblicken wir noch Wilde, Halbwilde und Barbaren in Menge, wie sie die Vorwelt sah; inmitten christlicher Tempel, noch das alte Heidenthum. Aber auch unter Heiden, Juden, Mahomedanern, Brahmanen, Buddhisten u. s. w. wohnen Tausende, die „Gott fürchten und recht thun; ihm angenehm (Ap. Gesch. 10, 35.).“ Wahr ist's, daß von den acht- bis neunhundert Millionen Menschen auf Erden sich kaum der fünfte, oder sechste Theil bis zur Stufe der Halbbarbarei, oder Civilisation erhoben hat; aber vor wenigen Jahrtausenden sah man auf dieser Stufe noch nicht den millionsten Theil!

Und was sind denn sechs Jahrtausende? Sechs Tropfen, im uferlosen Ocean der Zeiten! Das Fortschreiten der menschlichen Geister, ja, die Entwicklung alles Wesenden zu einer für uns unahnbaren Vollendung, das Aufsteigen des finstern Abgrundes zu wundervoller Verklärung und Selbstverherrlichung ist — (warum soll ich's nicht mit Gewißheit aussprechen, da ihr die helle Erfahrung, als Zeugin, zur Seite steht?) — ist das allgemeinste Gesetz im endlosen Wesenreich und All Gottes.

108. Fortschreiten der Natur selbst.

Wenn zuweilen in unsern Tagen an einer fortschreitenden Entwicklung; oder gar an Möglichkeit einer weitem Vervollkommenung (Perfektibilität) der Menschheit gezweifelt werden kann: ist schwer zu entscheiden, ob es aus Unerfahrenheit in der Geschichte älterer und neuerer Völker geschieht; oder im aufwallenden Mißmuth, beim Anblick so vieler Verirrungen, Gebrechen und Laster in civi-

listirten Staaten; oder im stolzen Wahn, der Menscheng Geist habe, wenigstens in Einzelnen schon, die äußersten Gränzen seiner Machtgröße erreicht; oder im trüben Gefühl, Alles habe in der Welt seine Schranken, Alles vergehe, und erneue sich nur in andern Formen wieder, um wieder zu vergehn. Wohl verschwinden alle Formen, alle Erscheinungen; wohl haben sie allzumal Gränzen. Aber das in ihnen wesende Unbedingte, welches Erscheinungen bedingt und begränzt, ist, in Fortbewegung seines sich Erschließens zu vollendeter Erscheinungen, ein Unendliches. Da es selbst die sich unbewußte Natur ist, sollte der Geist es nicht sein?

Die Natur offenbart sich auf unserm Weltball nicht mehr, als dieselbe, wie einst, da ihre Urstoffe aus unermessbaren Räumen der Himmel zu einem Stern erst zusammengeronnen waren. Sie prangt in ehemals unbekannter Fülle des Reichthums und der Vollkommenheit ihrer Erscheinungen. So ist es; so war es; so steht es in den Felsenblättern vom „Finger Gottes“ geschrieben (47.). Und gleichwie sie, seit Reichen von Jahrtausenden, auf unserm kleinen Weltkörper immerdar eine andre und herrlichere aus sich ward: schafft und gestaltet sie wohl auch auf andern Sternen, und wenn auch dort anders bedingend. Während sie in Milliarden Sonnen- und Planetenfamilien, durch endlose Abstufungen und Weisen erblüht: rinnen indessen unter ihrem Hauch vielleicht, in fernen Himmeln, neue Welten verdichtet zusammen. Alles, was heut noch auf Erden wohnt und besteht, kann dereinst wieder unter einer neuen Erdrinde begraben liegen, über welcher nach Jahrtausenden bewunderwürdiger Gebilde glänzen sollen. Dann können höhere Wesen über den verschütteten Städten, Dörfern, Denkmälern und Gebeinen der Menschen wandeln, wie über einem ungeheuern Welt-Herkulanum. Wer sagt an, wo der Höhenpunkt der Vollendung dessen sei, was ewig wese, und, sich unendlich gegensätzlich, wirkt und schafft?

Fürwahr, gäbe es einen solchen letzten Höhepunkt, über welchen hinaus nichts Vollendbares läge: so würde die in Allmacht und Unbedingtheit wesende Natur der Dinge nicht die Allmächtige und Unbedingte sein; so würden wir den Schlußstein ihres allgegenwärtigen Baues denken, oder ahnen können. Doch dem Erkenntnißgesetz des Geistes steht der Gedanke, wie Wahnwitz, da; er ist sinnloser Widerspruch in ihm selber.

Findet aber ein solcher Aufgang der wesenden Natur zu vollendetem Sein in sich statt, — und die unweglängbare Urkunde davon liegt vor uns aufgeschlagen! — sollte der Menscheng Geist, der sich und sie, und Höheres, als sie, weiß, von diesem ewigen Fortschreiten ausgeschlossen sein? Oder ist das sich bewußte Wesen ein tieferes, als das seiner selbst Unbewußte; geringer, als todter Stoff, als belebte Pflanze, als beseeltes Thier?

Ich könnte auch davon sprechen, daß seit dem Erscheinen der Menschheit auf Erden, und sobald sie, aus der ersten Unmündigkeit hervorgegangen, sich selber klarer geworden war, Hoffnung und Glauben, nicht nur an ihr unvergängliches Dasein, sondern auch an höhere Zustände in irgend einem andern Verhältniß nach dem Leibestode, lebendig ward. In den Religionen der ältesten Völker, und der heutigen, selbst der Wilden und Halbwilden, zeigt Glaube und Hoffnung darauf hin; wie kindlich und rein sinnlich immerhin die Vorstellungen von einem künftigen Leben, von Engeln, Paradiesen, Wiedersehen der Geliebten u. s. w. sein mögen. Woher kam der Menschheit dieses zuversichtliche Erwarten? ist das Ahnen von ewiger Dauer und höherer Stellung bloß zufällig, oder eine in seinem Innern sich verkündende Selbstoffenbarung des Allwesens? — Man kann sagen: es sei dies Erwarten bloße Wirkung des, allen Thieren inwohnenden, Triebes zur Daseinsbewahrung, und der Begierde nach Besserm, entsprungen; dann vom Menschen, als Trostmittel, durch seine Einbildungskraft ausgeschmückt

worden. — Sei es! — In diesem Falle wäre immer die Natur der Dinge selbst Ueberlieferin der Offenbarung ewigen und edlern Daseins; sie selbst erste Lehrerin dessen, wovon der Geist aus sich nichts wüßte. Aber hätte sie gelogen, und eitler Weise die Ahnung im Geiste angeregt? Sie, die in allen Wirkksamkeitssphären mit dem Gesezthum des Geisterreichs voller Einklang ist, wäre sie es hier allein nicht? — War sie es nicht, die durch Gewalt ihrer Erscheinungen den Menschen zum Glauben an höhere, unsichtbare Wesen aufschreckte, und so den in sich hellgewordenen Geist zum Gottwissen leitete?

Daß die Natur dem Geiste Vorstellungen anregt; und daß sie ihm dafür die Zeugnisse sichtbar in den Gräbern ihrer frühern, allmählig immer vollkommner gewordenen Schöpfungen vorgelegt hat, ist aber wahrlich nicht ihr eignes Werk. Sie, sich ihrer unbewußt, in ewiger Nothwendigkeit ihres Gesezthums, kann auch nicht Unwahrheit aus sich geben. Es spricht ein höheres Wesen aus ihrem Munde zu uns, — Gottes Stimme.

109. Unvergehrbarkeit des Geistes.

Es mag sein, daß der Gedanke ewiger Selbstentfaltung nicht nur des Geistes, sondern auch der gesammten Natur, Manchem befremdlich dasteht, zumal dem, der von quälenden Zweifeln umstrickt, fragt: „Wie mögen wir jener unendlichen Entwicklungen des Daseienden und also auch des Geistes sicher sein, da wir von dessen Unvergänglichkeit nach dem Leibestode keine schlechthintige Gewißheit haben, sondern höchstens ein Vermuthen und sehnfüchtiges Glauben?“ — Und woher, frag' ich zurück, auch nur dies sehnfüchtige Glauben und Vermuthen? Die Idee der Geistes-

Unsterblichkeit, wäre sie wirklich nicht aus der Eigenheit des Geistes unmittelbar hervorgegangen, widerspricht wenigstens nicht der Vernunft; ja die größten Denker anerkennen in ihr sogar einen nothwendigen Vernunftglauben. Sie schimmert selbst, wie schon erwähnt, aus der sich unbewußten Natur im Leben und Gefühl derselben hervor, als ein zeitliches Fördern ihres Gesetzthums, als Instinkt und Daseinstrieb. Auch das Thier, ohne Vorstellung seines Daseins, sträubt sich gegen dessen Vernichtung. Die Natur, als erste Lehrerin des Geistes, drängt ihn zur Annahme und Liebe eines unendlichen Vorhandenseins. Wird sie, in sonst allgemeiner Uebereinstimmung mit ihm, hier zum ersten Mal der Vernunft widersprechend?

Es dürfte erwidert werden: die Natur spiegelt in uns nur ihre Erscheinungen herein, die in unserm Ich nicht mehr sie selbst sind, sondern sich erst in Empfindungen, dann in Vorstellungen und Begriffe verwandeln. Das Draußen kann ganz andre Beschaffenheiten und Verhältnisse haben, als unser Erkenntnißgesetz sie stellt und ordnet. Wir kennen die Dinge außer uns nicht an sich, sondern nur, als Bewirktes und Erscheinung für uns. — Aber das Bewirkte ist nicht außer dem Bewirkenden, sondern in seiner Ursache, und erregt nicht das Entgegengesetzte, Widersprechende von sich im Empfinden und Gedanklichen an, sondern im Gegenföhllichwerden, das Gleichartige. (17 — 20.). Wäre dem nicht so: dann könnten auch unsere innern Gewißeiten kaleidoskopische Täuschungen der Vernunft sein; die Vernunftwahrheiten nothwendige Selbstbelügungen des sie erzeugenden Geistes, und dieser ein Ich-All (21.); oder das All des Vorhandnen, Ausgeburten eines öden, wilden Wahnsinns sein. Wir dürfen selbst nicht den Gesetzen unsrer Vernunft trauen. Dürfen wir aber dies: so besitzen wir Wahrheiten, welche Uebereinstimmungen in sich selber und in der Einheit des Alls sind.

Zur vollständigen Gewißheit von Außendingen, sagt man, wird nicht nur die innere, gedankliche, sondern auch die durch Erfahrung gegebne Wahrnehmung des Gegenstandes, oder des wirklichen Daseins des außer uns, als Vorhanden-Gedachten, erfordert. — Wäre dieser Satz Wahrheit: so würde auch das Urge-
wisse (13.) aufhören, aus welchem doch erst alle andern Gewi-
ßheiten quellen; — so würde die unmittelbare, nicht von der
Sinnenwelt gegebne Erfahrung (12.) ungültig stehn, und hin-
wieder die mittelbare Erfahrung, in welcher doch größtentheils
der Ursprung der Ungewißheit ruht (14.), am sichersten entschei-
den. Wenn man spricht: die Unvergänglichkeit des Geistes ist
darum nicht unbedingte Gewißheit, weil wir die Zukunft, jenseits
des Grabes, noch nicht aus Erfahrung haben, oder noch keiner
der Todten zurückgekehrt ist, uns seine Fortdauer zu verkünden:
so klingt dies ungefähr, wie jener Satz eines irrsinnigen Grüblers,
der da behauptete: niemand könne verbürgen, daß die ganze Welt
und Gott selber morgen noch vorhanden sei, weil niemand morgen
gelebt habe, und niemand, der morgen schon war, es heut be-
zeugen könne. Mit völlig gleichem Fug und Recht dürfte auch der
Blindgeborne das Dasein der Farben, und der Sehende das Da-
sein der, seinen bloßen Augen unsichtbaren, Aufgusthierchen, oder
ferschwebenden Weltkörper bezweifeln, oder läugnen. Erwiesen
aber ist, daß alles das, was wir durch die Sinne erfahren, weit-
aus der geringste Theil dessen ist, was wir wissen (6.).

Es gibt sogar an Zweifelsucht Erkrankte, welche die scheinbare
Bewußtlosigkeit des Geistes im Schlafe, in Ohnmachten und an-
dern Zuständen, als Zeugen für die Möglichkeit einer Geistes-
vernichtbarkeit anrufen; wiewohl derselbe Geist, nach Vorüber-
gang der zeitweiligen Zurückziehung des Seelischen von den beleb-
ten Organen, wieder in seiner Thätigkeit hervortritt, wie er und
was er gewesen. Wenn bei vorherrschender, freierer Wirksamkeit

des Lebens (wie zur Zeit des tiefen Schlafes), oder bei dessen plötzlicher Störung und Hemmung, die Seele von ihren Sinnwerkzeugen, mithin auch von denen des Gedächtnisses, augenblicklich (wie in Ohnmachten, Epilepsien u. s. w.) zurückgewichen ist (65.), fehlt freilich in denselben auch Erinnerung an das indessen Geschehene; aber Geist und Seele, wenn auch vom Leben gleichsam in sich zurückgedrängt, blieben dennoch die unvernichtet Wesenden. Die scheinbare Bewußtlosigkeit ist nur Mangel der Erinnerungen, zu denen das noch mit dem Leibesleben vermählte Seelische die Mittel aufgab. So erinnert sich auch der erwachte Nachtwandler und Somnambule, aus gleichem Grunde, nicht mehr seines Thuns in dem ungewöhnlichen Zustande; da sein Seelisches von den gewöhnlichen Gedächtnisorganen entbunden war; wohl aber gedenkt er, im wiederkehrenden Schlafwachen des, was er im frühern gethan hat.

Die furchtsamen Bedenklichkeiten, welche sich in seinem Geiste gegen seine Unvergeßbarkeit entspinnen, beurfunden mir selber aber sein sich Fordern, als Genossen des Ewigen, und sich daher, im Ewigen, Wissen. Die Bedenklichkeiten entspringen allesammt, oder in ihrer Mehrheit, aus dem Verwechseln des Wesenden mit dessen Erscheinen im Endlichen (5. 18.). Da wird aus dem Zerfallen der Stoffgebilde das Zerfallen der sachlichwirkenden allgegenwärtigen Naturmacht (22.) gefolgert; aus dem Verschwinden des elektrischen Funkens, der Tod der Bewegkraft; aus dem Hinzsterben der Blume und des Thiers, das Sterben des Belebenden; aus dem Wechsel des Zeitlichen, das Nichtsein des Ewigen. Da wird das Bewirkte zur Ursache des Wirkenden verkehrt und das Sinnliche zum Quell des Ueberfinnlichen erhoben.

Allein die Vergeßbarkeit des Geistes ist eine so unbedingte Unmöglichkeit, als das Vernichtetwerden dessen, was im kleinsten Atom erscheint. Nichts kann sich von dem, was im All der Dinge

weset, nichts sich aus der Allgegenwart des Vorhandnen verlieren; oder wohin? Könnte das kleinste Atom in seiner Wesenheit verschwinden aus dem Dasein: so könnte auch die gesammte Natur, das unendliche Weltall sich entwesen und vernichten, und das Höchste der Wesen selber. Kein Wort weiter von diesem Unsinn!

Nur das im Unendlichen geäußerte Anderssein desselben ist das Endliche; das Gegensätzliche im Ewigen ist das Zeitliche; das aus dem unwandelbaren Wesen der Natur getretene Erscheinen der Wirkungen sind das Wandelbare und Vergängliche, gleichwie es der Wechsel des Gedanklichen im beharrlichen Wesen des Geistes ist (8.).

110. Der entkörperte Geist.

Weitaus der Großtheil des menschlichen Geschlechts zweifelt nicht an Fortdauer seines Ich's nach dem Leibestode. Entspringt diese Zweifellostigkeit auch nicht durch Ueberzeugung von der Unmöglichkeit einer Wesensvernichtung, und daß selbst das im leichtesten Sonnenstäubchen erscheinende Ur des Stofflichen und Bewegenden nicht aus dem Universum verschwinden könne; oder daß der Geist mit seinem Heiligkeitsgesetz, welches hienieden noch an Unerfüllbarkeit gränzt, ohne Fortdauer sich selbst zum Widerspruch würde, so entspringt die Zuversicht auf Unsterblichkeit doch, unter allen Völkern, durch den festen Glauben an Lehre ihrer Religion, unterstützt von eigener unbezwingbarer Sehnsucht nach Unvergänglichkeit, und Hoffnung auf Vergeltung des Guten und Bösen in der Ewigkeit. Mehr hingegen beschäftigen sich die Ueberzeugten, wie die Glaubenden, mit Vorstellungen, Muthmaßungen und Zweifeln über die eigentlichen besondern Zustände ihres Ich's nach dem Tode. Verwöhnt durch das tägliche Schaum der Sin-

nenwelt, können sie sich kein Fürsichbestehn des Geistes, ohne irgend eine Körperlichkeit, sinnlicher Weise vorstellen. Die Einbildungskraft muß das Beste dabei thun. Das Alterthum erfand die Seelenwanderung, oder eine Auferstehung der Todten am jüngsten Tage der Welt. Andre bekleideten den Geist mit einem neuen Leibe, aus feinem Stoffen geformt, aber nach menschlicher Art; Andre dachten sich ihn in nebelhafter Gestalt gespenstisch auf Erden umherwandelnd, sogar nächtlicher Weise Lebenden sichtbar; wieder Andre ihn anders.

Ohne eben in diese und ähnliche Einbildungen näher einzugehn, können sie doch wohl die Frage veranlassen: Was ist oder bleibt einst der entkörperte Geist? — Und die einfachste, vernunftgemäße Antwort scheint mir: Bei schlechthiniger Unvernichtbarkeit seines Wesenthums (109.) ist und bleibt er wenigstens derselbe, welcher er gewesen ist, ein wesendes Wissen (5.). Denn das Wissen oder Bewußtsein ist sein unterscheidendes Eigenartige von andern Wesenartungen. Nicht Stoffe, nicht Bewegkräfte, oder Leben und Seele, haben ein Wissen, ein Gesetzthum der Erkenntniß. Nicht von ihnen empfängt er dies, wenn ich so sagen darf, Eigenthum seines Selbstes, denn sie können nicht geben, was sie in sich selbst nicht sind und haben; sondern angeregt durch sie, wird er ein Wissen von ihnen, dann, zwischen sich und ihnen unterscheidend, ein Wissen seines Selbstes, oder besser, ein Von-sich-wissen. Und unvertilgbar im Reich des göttlichen Alls, wie dieses selbst, ist er und bleibt er ein ewig Wissen wirkendes Wesen; sein Wirken, wie sein Bewirktes, ist in ihm (20.), ist das Gedankliche, wenn auch kein in erlernter Menschengesprache erscheinendes, sondern wortloses Denken.

Er ist und bleibt in seinem Wesensgesetz, wie ein Denken, so auch ein Fordern des heiligen und vollkommnern In-sich-seins. Dies erkennt er im irdischen Gewande, welches die Natur aus ihren

Wirksamkeitssphären verließ, als ein Unerreichbares. Im Ringen für seine Selbstständigkeit gegen die Einwirkungen der Thiernatur, wenn sie dem Heiligkeitsgesetz widerstrebt, erstärkt er, als höheres Wesen; steigt er über die Natur auf; oder, den Kampf scheuend, sich selbst entweihend, sinkt er, durch eigne Schuld erschwachend, in den Abgrund des Thierthums, zwar freier Wahl bewußt, aber dem eignen Gesetz abtrünnig, einem ihm fremden dienstbar geworden. Der Geist, der stärkere, oder schwächere, göttlichere oder thierische, welcher er auf Erden in seiner Menschheit war, ist er und bleibt er an und in sich, nach der irdischen Entförmung. Blicke er es nicht: so wäre sein eignes Wesenthum, sein eignes Gesetz, sein inneres nie verstummendes Fördern des Edlern, ein in sich Zwiespältiges, Zerrissenes; eine Ausnahme von der durch das unendliche Reich des Vorhandenen herrschenden Harmonie desselben; so wären Thier und Mensch, Vernunft und Unvernunft, Sünde und Tugend, Berruchtes und Göttliches einerlei.

Die Stufen der Selbstläuterung und Reinheit, oder Selbsttrübung und Unreinheit, der Selbststärkung oder Selbstschwächung zum Vollendeten, unterscheidet den Geisterwerth. Der Geist bleibt, auch nach seiner Entförmung, das, was er auf der Stufe, in sich, gewesen, die er errungen hat. Er ist sein Selbstrichter. Es entsteht dadurch keine Mehrung oder Minderung in seiner Wesenheit; nur ein Nähersein dem Göttlichen, durch Selbstheiligung. Denn so wenig die wesende Natur in ihren Wirksamkeitssphären vermehrt oder vermindert werden kann (Ausdrücke, die nur, den Erscheinungen im Zeitlichen abgezogene, Begriffe bezeichnen), so wenig kann ein Geist in seiner Selbstheit vergrößert oder verkleinert werden. Schon auf Erden ist sich unser Geist in seiner Selbstheit, vom ersten bis zum letzten Augenblick, als unwandelbar Gleichbleibendes bewußt. Das Mehr und Minder seiner Befähigung zu dieser, oder jener Art des Wirkens, hängt von der Tüch-

tigkeit, oder Untüchtigkeit, der ihm dazu vom Leben gewordenen Werkzeuge und von Einwirkungen äußerer Verhältnisse ab. Je nach Beschaffenheit der äußern oder innern Organe kann er, durch Uebung derselben, größern Scharfsinn, oder Wiß, oder Beobachtungsgabe, oder andre bewundernswürdige Fertigkeiten erwerben und äußern. Je nach Maßgabe der Umstände, des Unterrichts und der Erfahrungen, kann der seelische Gedächtnißsinn mit mannigfachen Kenntnissen ausgestattet werden. Allein diese Fertigkeiten, Kenntnisse und Wissenschaften sind nicht der wesende Geist selbst, sondern nur sein Gewußtes. Er bleibt das Wissende derselben. Niemand kann dem andern mehr Geist geben, sondern ihn nur, durch Erregung, vermittelt des Wißbaren, zur Thätigwerdung in sich stärken und, im Bonnich- und Anderm-Wissen, läutern und steigern zum Erkennen des Höchsten, des Nicht-Irdischen, des Ewigen. Der in der Wissensmacht des Göttlichen sich selbst verklärende Geist bleibt, was er war, auch nach der Abscheidung von seiner irdischen Hülle. Blicke er es nicht: so ständen das im todten Felsblock Wesende und der Gott denkende Geist in der Reihe der Wesen auf gleicher Höhe neben einander.

111. Der entkörperte Geist zum Weltall.

Das beseelte Thier, wenn es auch instinktmäßig für Unverletztheit seines Lebens streitet, hat eigentlich keine Todesfurcht; denn es besitzt keine Kenntniß, so wenig seines Lebens, als seines erfolgenden Todes. Es fühlt sich aber in beiden, unbewußt beider. Der Mensch allein hat Wissen vom Tode, durch Erfahrung, gewonnen; aber auch ein Wissen vom Unendlichen und Ewigen, ohne mittelbare Erfahrung, in ihm selbst Gewordenes. Er hat, durch die Natur seiner Lieblichkeit, Todesgraun empfangen; aber, von anders her, unzerstörbare Sicherheit des Fortdauerns seiner

Ichheit. Ohne diese Aussicht wäre die Todesfurcht, wäre das Leben selbst, das entseßlichste Geschenk, welches der Schöpfer dem Sterblichen hätte geben können.

Doch ein Fortwesen des Geistes nach der Todesstunde, in seiner reinen Selbstheit, ohne Verbindung mit dem übrigen Weltall; daher ohne Angeregtwerden von diesem zum in sich Gegenfänglichwerden, zu Vorstellungen und Gedanken; ein unabänderliches, wahrnehmungsloses Hinbrüten über nichts; ein ewiges wissend Wesen ohne Gewußtes; ein freies Wollenkönnen, ohne Wahl; ein Heiligsein ohne Heiligwirken, — das wäre zwar keine gänzliche Vernichtung, aber würde ihr gleich kommen. Es wäre der unerfüllte Geist; ein leeres Vermögen, das nichts vermag; eine Ursache ohne Wirkung; ein erinnerungsloses Schweben im Vorhanden; und die Ewigkeit wäre kaum gleich einem Augenblick der Gegenwart. Die Vernunft stößt solche Vorstellungen, als sich Widersprechendes, ab. Wir würden wahrlich schon in der menschlichen Hülle vollkommener sein, als es in jener Weise nach dem Tode möglich wäre.

Der allgegenwärtigen Natur urverwandt (27.), bleibt der Menschengeist, ihrem unermesslichen Dasein unentziehbar; im ewigen Verbande mit ihr, welchen Welten er sich einst auch zuschwingen möge. Sie umfaßt ihn in ihrer Gräzenlosigkeit. Das Ur und Höchste aller Wesen, erhaben über sie, ist ungeschieden von ihr; denn eben sie ist nur sein Wort zur Geisterwelt, ist Gotteswort.

Als Vermittler zwischen Natur und Menschengeist steht das Seelische, durch welches sie ihn erregt, und er sie erregt (78.); durch welches sie sein Gewußtes, er das Wissen von ihr und Erfüllung seiner eignen Wesenheit (20.) wird. In ungetrennter Einheit sachlich wirkend, ist sie auch die Urseele des Alls (55.), und das All ist von dieser, möcht' ich sagen, durchflossen. Und gleichwie aus der Fülle der seelischen Wirkksamkeitssphäre sinnliches Gewah-

ren und Fühlen, als Wächter und Befeliger des thierischen Lebens hervorgehn: so empfängt der Geist aus ihr, die ihm ein Gleichartiges ist (91.), seine Werkzeuge. Die Seele, das ihm Nächste im Naturwesen, bildet gleichsam des Geistes Leib.

Das Seelische, der unsichtbare Leib unsers Geistes! — Immerhin mag das Allzubildliche des Ausdrucks etwas hart scheinen, besonders denen, welche gewöhnt sind, Seele und Geist noch für eins und dasselbe zu halten, oder mit einander zu verwechseln. Der Gedanke selber ist weder neu, noch steht er ganz ohne Rechtfertigung durch Naturbetrachtungen und Thatsachen der Erfahrung.

Wir wissen aus täglichen Wahrnehmungen, daß das Seelische allein zwischen unserm Geist und der übrigen Natur der Dinge, durch Gewahrung und Gefühl das verknüpfende Mitglied sei; daß wir, ohne dasselbe, kein Erfahren von Stoffen und Körpern, von bewegenden Kräften und von einer die Körper belebenden Macht hätten. Wir wissen, daß nicht der todte Leichnam empfindet, nicht das stoffliche Gebilde des Auges sieht, des Ohres hört, sondern nur während der Beseelung, daß auch nicht das Leben selbst in den Sinneswerkzeugen das Gewahrende und Empfindende sei, weil der Mensch, im schweren Schlaf, in Betäubung, in Ohnmachten und ähnlichen Zuständen leben kann, und nichts vom Außern empfindet, weil sich die Seele von den Organen abgewendet hat. — Wir wissen ferner durch Erfahrungen, daß in Sterbenden sich zuerst, mit dem Geiste zugleich, das Seelische vom Körper trennt; aber in diesem, der kein Zeichen von irgend einem Empfinden, Erkennen der Dinge und Willen äußert, noch das pflanzliche Leben fortwähren kann und wirklich fortwährt, selbst im Grabe*); daß erst, wenn das Leben sein Stoffgebilde gänzlich

*) Für die Fortdauer des Belebenden im entseelten Körper spricht auch, daß man, bei späterer Wiedereröffnung von Gräbern und Särgen,

verlassen hat, die Körpertheile in Gährung und Verwesung, unter dem Spiel der freigelassenen Bewegkräfte, zerfallen.

Eben so bekannte Thatsachen lehren, daß die Seele, selbst im gesunden Leibe des Menschen, wie des Thiers, nicht immer auf die äußern Gränzen des Körpers beschränkt sei, sondern über sie hinaus ihren Kreis erweitert (54. 55.); daß sie durch Genuß, oder Aufnahme vom Urseelischen im All der Natur, erhöht und gestärkt werden könne*), gleichwie auch das Leben durch Zutritt von, seinem Bedürfniß entsprechenden, Stoffen und Bewegkräften, mit denen sich aus dem allverbreiteten Urleben Frisches vereint, gestärkt und gemehrt werden kann; daß die Seele in ihrer Halbenbundenheit vom Leibesleben und dessen Organen, aber noch mit dem Geiste vollkommen verknüpft, wie z. B. im Zustand mondsüchtiger Nachtwandler, im sogenannten magnetischen Hellsehen der Somnambulen, oder zuweilen in der Verückung sibirischer Schamanen, Entferntes wahrnehmen, Vergangenes in Erinnerung zurückrufen, Bevorstehendes errathen, selbst Gemüthsereignisse Anderer (z. B. des Magnetisirten) wissen könne, und nicht bloß zufällig und unwillkürlich, sondern vom Geisteswillen, nach bestimmten Richtungen, geleitet (72.).

Möge man nun diese Zustände Nacht- oder Lichtseite der Wesen nennen: so erkennen wir in dergleichen bekannten und mannigfaltig verkanten, Erscheinungen, eigenthümliche, dem Geiste untergebene Wirkensartungen der Seele, die, ihre gewöhnlichen

noch Haare des Hauptes und Bartes, Nägel der Finger und Zehen der Eingefargten, in ungewöhnlicher Länge fortgewachsen gefunden hat

*) Es scheint, daß auch vom Seelischen des Magnetisirenden Uebergang in das Seelische des Magnetisirten stattfindet, indem dieser sich dadurch vorübergehend erquickt und gestärkt, jener hingegen geschwächt fühlt.

Nervenleiter verlassend, gleichsam in ihrem eignen Element, dem Urseelischen des Alls, hinaussehend, mit Beistand desselben wahrnimmt, was sie, gebunden an die Organe des leiblichen Lebens, nicht wahrnimmt. Und was sie, ohne Hülfe irdischer Sinnwerkzeuge, vermag: wird sie auch entkörperert vermögen, nämlich den Geist im Verband mit dem Weltall bewahren. Ich möchte, zu dem bisher Angedeuteten, noch eine bekannte Thatsache fügen. Ist die Seele, während der eben gedachten Zustände, in halber Entbundenheit vom Leben: so muß nothwendig auch das Geisteswesen dann zum Theil losgebundner vom Leben sein. Der Geist aber, abgelöster, als sonst, von Lebenswirkungen, ist an sich sodann freier von der Macht der Triebe und irdischen Begierden; in seinem heiligen Gesezthum ungehemmter wesend. Daher bemerkt man an Personen, im Augenblick hellern Schlafwachens, ein edleres Sein, voller Wahrhaftigkeit und Widerwillen gegen thierische Neigungen und Gesinnungen Anderer.

Es hat nicht an Denkern gefehlt, welchen es nicht unwahrscheinlich dünktete, daß, wie Stoffe und bewegende Kräfte, die das Leben zu seinem Einheitsgebilde verband, nach dem Abscheiden des Lebens wieder ins Allgemeine des Stofflichen und der Bewegkräfte aufgelöst übergehn, ja die Lebensgattung selbst wieder in das Urleben zurücktritt: so auch löse sich der entkörpererte Geist, und die Seele, in den Urgeist des Alls und in dessen Urseele auf. Doch abgesehen davon, daß ein solches Verschwimmen des wissenden Geisteswesens in das All des Urwesens einem Tode des Geistes gleichkömmt, und eine solche Vorstellung im schneidenden Zwiespalt mit dem Entwicklungsgesez der ganzen Natur und dem Heiligungsgesez des Geistes steht; abgesehen auch davon, daß damit in der göttlichen Weltordnung der Reinsten und Unreinsten der Geister auf gleiche Stufe gestellt, Sünde und Tugend auf Erden und immerdar gleichgeltend, die Vernunft selbst überflüssig, oder

Flügelin würde: deuten lehrend noch ganz andre Verhältnisse und Erscheinungen auf eine persönliche Fortdauer des Geistes in seelischer Hülle, nach dem Tode, hin.

112. Das Reich der Geister, das Tiefste eines höhern Wesenreichs.

Der Menscheng Geist steht, schon im Irdischen, als Einzelwesen da; mit dem hellen Bewußtsein, daß er zwar mit allen andern Menscheng Geistern einerlei Gesetzthum in sich trage, dennoch aber nicht der Gleiche mit allen Andern, sondern ein von allen in Stärke und Entwicklung wesenhaft verschiedenes Selbst sei. Er steht da, eingekleidet von der Natur mit dem, was sie in ihren gesammten Wirksamkeitssphären ist, und erscheint sich daher, in seiner Eigenständigkeit, gleichsam wie im Mittelpunkt des Weltalls. Er ist sich hell bewußt, nicht mit diesem das Gleiche zu sein; aber sein Weltall ist nicht Natur und ihr Anderssein, sondern das durch ihre Anregungen aus ihm hervorgerufene Reich seiner Vorstellungen, in denen er, wie Schöpfer der eignen innern Welt, weseht. Er hat die Wahrnehmung, daß, unter dem Walten der Natur, in allen ihren einzelnen Schöpfungen, ein Körper durch Zutritt oder Abnahme der Stoffe vergrößert oder verkleinert, oder Bewegkräfte in denselben vermehrt und vermindert, die Macht des Lebens in ihnen erhöht oder geschwächt, selbst das Seelische wesenhaft reicher und ärmer im Thier und Menschen werden kann; aber nicht eben so seine innere, wesende Ichheit (110.).

Noch mehr, die Natur selbst, sie seine Erzieherin, weist ihn überall auf sich zurück, als gehöre er nicht zu ihr und ihrem Reiche. Er hat ein durchaus anderes Gesetz, als sie in der Gesammtheit ihrer Wirksamkeitssphären. Denn im Hintergrund aller seiner Ideen, seines Erkennens und Wollens, bleibt sein Verlangen des

Unbedingtwahren und Unbedingtheiligen, welches in ihr, der sich Unbewußten, nicht erscheint. Eben so drängt ihn auch das Schicksal von allen Seiten stets auf sich selber zurück.

Was die Natur in ihren Gesetzen fordert, erfüllt sie in aller Vollendung. So erscheint sie, auch im Wechsel der Dinge, als die Gleiche und Beharrende; auch in der Mannigfaltigkeit jedes ihrer besondern Gebilde, als ewige Einheit; auch im Endlichen als Unendlichkeit. Aber nicht also der Geist. Er ringt nach dem Unbedingtwahren, ohne es erringen zu können; will das Unbedingtheilige und Gerechte, und kann es nicht erstreben. Es liegt noch eine ungeheure Kluft zwischen seinem Wesensgesetz und der Erfüllung desselben! — Und eben diese Kluft deutet nicht nur auf sein Fortdauern; denn er macht keine Ausnahme in der Ordnung des göttlichen Alls von allem andern Wesenden; sie deutet nicht nur auf seine wesentliche Verschiedenheit von der Natur: sondern auch auf seine Ungleichheit oder Verschiedenheit mit andern geistigen Einzelwesen. Er ist sich bewußt, daß die Tugenden andrer Menschen nicht auch zugleich seine Tugenden, und die Sünden aller Sterblichen nicht zugleich seine Sünden sind. Jeder ist sich urbewußt, was er in sich errungen habe, das habe er seiner Selbstheit, nicht der Gesamtheit aller Geister errungen.

Es besteht offenbar ein andres Walten des, was im Reich der Natur und des, was im Reich der Geister herrscht. Zwischen Beiden ist die unverkennbare Scheidelinie gezogen, jenseits welcher dort das Gesetz der freien Selbstbestimmung gilt. Das göttliche Wesen: All wird sich in beiden gewissermaßen von neuem gegensätzlich; ein Andres, und Verwandtes; und das Seelische bildet den in einander verschwimmenden Uebergang beider Reiche. — Jenseits der großen Scheidelinie erkennen wir überall die Heimkehr der erschienenen einzelnen Wesenartungen in ihren Urquellen; der Körper in ihren Urstoff, der bewegenden Kräfte in ihre Ur-

Kraft, der Einzelwesen in das Urbelebende. Hinwieder diesseits der Scheidelinie, oder im Geisterthum, sind sich die Einzelwesen, als solche, ihrer beharrlichen Selbstheit unbewußt. In diesem Bewußtsein des unvernichtbaren Geistesindividuellen athmen alle Völker, alle Religionen und Philosopheme. Ein höheres, göttlicheres Wesenreich, als die Natur, ist, im Gegensatz zu ihrem Reich, in ewige Einzelwesen auseinandergetreten.

Wohl schauen wir in den Abgrund der Natur mit Erstaunen und Entzücken nieder, und von Jahrtausend zu Jahrtausend hellern Auges. Es erhebt uns im Wahrnehmen unsrer Geisteswürde ein seligkeitsreiches Gefühl. Aber wir erkennen zugleich, daß wir im unendlichen All der Vorhandenheit keineswegs die Höchsten der Wesen sind. Denn was über uns noch im unendlichen Gottesall wohnen und walten mag, dafür fehlt das Auge. Wir haben nur aus jenen Höhen ein Gesetz empfangen, welches uns dort Erhabneres ahnen läßt; ein Gesetz, welches in seiner Unbedingtheit, für den Augenblick unsers Erdenwallens, zu umfassend und unerfüllbar ist. Hinwieder der Natur zu eng verbunden, in ihre Wesenheiten thierisch eingekleidet; mit dieser Thiernatur sogar ihrem starren Gesetzthum zum Theil untergeordnet, wählend und schwankend zwischen ihm und dem eignen höhern, stehn wir ohne Zweifel doch nur auf der tiefsten Stufe der höhern Wesenregion. Gleich den Thieren, über welchen wir erhaben sind, die nicht himmelwärts, nur erdwärts schaun können, und denen nichts von Gabenfülle und Majestät des Menschengeistes ahnet: so der Menscheng Geist, wenn er den kühnen Blick zu dem emporwendet, was über ihm und über der Natur, auf höhern Stufen der Wesenheit wandelt. Auch wir sehen nur gesenkten Hauptes, unter uns, in die verdämmernden Tiefen des Alls, aber forschen vergebens nach dem da droben.

113. Ahnungen der Geistes Zukunft.

Es keimen die Ahnungen von jenseits aus dem Innern des Geistes hervor, der sich bewußt wird, daß all sein Wissen beschränkt, daß seine höchste Weisheit ein Nichts wird vor der Weisheit, welche ihm aus den Wundern des Weltgebäu's und der Verhängnisse entgegenstrahlt; daß zwischen ihm und dem Urheber des erscheinenden Alls ein unendlicher, ein größerer Zwischenraum sein müsse, als zwischen dem kleinsten Gas-Atom und dem eignen geheimnißvollen Ich; daß eine weite Aufstufung der Wesen, wie in der Natur zum Geiste, noch von ihm zu Gott vorhanden sein müsse. Der Ruf dieser Ahnungen hallt uns aus sämtlichen Jahrtausenden und Religionen auch der nur halberwachten Völker entgegen; wie vom Ganges und Nil der menschlichen Urzeiten, so heut noch aus Wildnissen an den Quellen des großen Maranon. So kindlich auch diese Religionen vom „Leben nach dem Tode“, von „Engeln und Teufeln“, vom „dritten, vierten und siebenten Himmel“ stammeln: in diesem Stammeln verkündet sich eine unwillkürlich im Menschengestalt gewordne Offenbarung. - Der Zweifler, inmitten seiner trostlosesten Verbüsterung, kann sich ihrer nicht ganz erwehren; und der leichtfertigste Wüstling vernimmt von Zeit zu Zeit ungern ihre Stimme, inmitten seines Sinnenrausches.

Und wenn auch der einsichtreichere Mensch jene bildlichen Vorstellungen belächelt, tritt doch die Ahnung, welche sich in ihnen von einem stufenweisen Uebergang der Wesen zum vollkommnern ausspricht, aus der Kunde der Naturgesetze, der Geistesgesetze, aus den eignen Folgerungen und Schlüssen vom Bekannten auf Unbekanntes entgegen, wo das Gleichartige und Ebenmäßige im Gang der Naturerscheinungen und Geisteserscheinungen überall herrscht und selten irre leitet. Nirgends Stillstand im weiten Reich des Wesenden und Seienden, überall Bewegung und Fort-

schreiten; nirgends Zusammenhangslosigkeit und Sprung; überall Uebergehn vom Verwandten zum Verwandten und Gleichartigen. Wir erblicken diese Uebergänge in den Schöpfungen der Natur, zum Herrlicherwerden ihres Selbstes, in den ehrwürdigen Denkmälen ihres frühern Wirkens und Seins, welche sie in den Abgründen unsers Weltkörpers, wie weissagende Bilderschrift hinterlassen hat (47. 108.). Wir erfahren das allmälige Aufsteigen des Geistes zu freiem edlern Sein, in der Entwicklungsgeschichte jedes Einzelnen, von der ersten Stunde des Säuglings durch das Knaben- und Jünglingsalter, bis zu den Tagen des gereiften Mannes und Greises; wir nehmen es wahr im Lebenslauf der gesammten Menschheit, wie sie seit ihrem Beginnen auf Erden, allmählig aus dem Schlamm thierischer Urwildheit hervorsteigt und zur Selbstverklärung fortrückt (75.), so sehr sich auch Barbarei, und was sich in ihr gefällt, dagegen sträuben mag. — Wie? und dies allgemeine Gesetz im göttlichen All sollte, bei Tod und Auflösung des Menschenleibes, aufgelöst werden in seiner Gültigkeit und Allherrschaft, während jedes Atom des verweseten Körpers, Belebendes und Beseelendes, gleich dem aus seiner Lebenshülle entlassenen Geiste, ewig fortweset?

Die Ahnung vom stufenweisen Aufgang der Geister zu einem heiligern und vollendeterm Dasein ist wohl mehr, als leeres Vermuthen, als schmeichelnde Einbildung. Und wenn uns aus dem Nachthimmel die Millionen selbstleuchtender oder beleuchteter Weltkörper anglänzen: sind ihre Strahlen nicht Zeugen, die uns von göttlicher Herrlichkeit im Ewigen predigen? Unser Erdball ist ein Wohnplatz von Menscheng Geistern, aber er ist, wenn auch nicht der kleinste, doch bei weitem nicht der größte aller Planeten, die sich, in ungeheuern Entfernungen von einander, mit ihm in weiten Kreisen um die Sonne bewegen. Die Masse des Sonnenkörpers aber ist bekanntlich größer, als sämmtliche Massen der sie beglei-

tenden Planeten und deren Monde. Dennoch ist auch noch die Sonne einer der kleinern unter den zahllosen Fixsternen; denn immer wahrscheinlicher wird, aus ihrer eignen Bewegung durch die Himmel, daß sie bloße Begleiterin einer größern Centralsonne sei, die im Mittelpunkt ihrer Bahn strahlt. Wer wagt es, bei diesem Gedanken zu glauben, daß alle jene Milliarden von Haupt- und Neben-Weltkörpern öde stehn und und unbewohnt von Wesen andrer, und höherer oder niedrerer Art, als wir selbst sind? daß nur unser kleiner Erdball, auf welchem die Sterblichen milbenartig umherwimmeln, das beste und reichste Kleinod des uferlosen Weltenreiches sei? Wer wagt, unter so erhabnen Erinnerungen, am Dasein einer ununterbrochnen Wesenkette zu zweifeln, in welcher Alles emporstrebt, in fortgehender Verherrlichung zum Allerhöchsten und Allerherrlichsten!
